

Monika

Zeitschrift
für katholische Mütter
und Hausfrauen

Organ der Katholischen Eltern-
vereinigungen Bayerns



R 101
Domsstr. 8.
B

Nr. 9 / 64. Jahrgang

Halbmonats-Ausgabe + Postauslieferungsort Augsburg

4. Mai 1932



Maria.

Maria, süßer Freude Quell,
Du Morgensonne, leuchtend hell,
Sei tausendmal begrüßet!
Du trugst in deinem Schoß so hehr
Der Gotteslieb' unendlich Meer,
Du hast sie uns geboren.
O schenke uns dein Kindlein zart,
Damit auch wir auf deine Art
Uns selig an ihm freuen.

J. Herrmann.

Maria, Maienkönigin,

Dir will der Mai begrüßen,
O segne seinen Anbeginn
Und uns zu deinen Füßen ...

Maï ist geworden. Wieder hat der Frühling seinen Einzug gehalten; wieder lacht die Sonne, blühen die Blumen, grünen die Wiesen und sprossen die Saaten! War der Winter auch noch so lang und bang, er ist vorbei. Neues Leben sproßt — neue Hoffnung.

Es kommt uns so ganz selbstverständlich vor, daß wir gerade in dieser Zeit vor allem der Mutter des Lebens gedenken, durch die uns ewige Hoffnung und damit ein dauernder Frühling auf unsere Erde gebracht wurde. Keine andere Zeit — außer dem lieben Weihnachtsfest — erscheint uns so passend zur besonderen Marienverehrung wie der Maï mit all seinem Hoffen, seinem Erwachen und seiner freudigen Zuversicht. Durch Maria kam neues Leben zu uns armen Evaskindern; was tot war in den Menschenherzen, erwachte; was krank war, wurde gesund; was lebensmüde war, wurde wieder hoffnungsfroh, als durch Maria das Heil der Welt geboren wurde. Als von ihr aus das neue Licht der Liebe aufging über der winterstarrten Menschheit, hob ein Sprossen und Blühen an in den Seelengärten, wie es die Welt noch nie gesehen. Und es strömte aus von den himmelsfrohen, erlösten Menschenherzen in ihre Umgebung, wie die Sonnenstrahlen im Maimonat die Erde umhüllen; Licht und Liebe weckten ein richtiges neues Leben auf. Tugendblumen erblühten in nie gesehener Pracht; und die ewig junge frohe Hoffnung des ewigen Lebens siegte über alle bittere Traurigkeit.

Maria, Maienkönigin! Selten hat eine Zeit deiner Frohbotschaft so sehr bedurft wie die unsere. Wohl blüht und grünt

der Maï; doch die Herzen sind winterkal! geblieben. Wohl sproßt der Frühling; doch die Hoffnung ist tot auf Erden. — Wohl leuchtet die Sonne; aber die Herzen wissen gar wenig mehr von echter, warmer Liebe. — O breite deine Mutterhände segnend aus über uns und unser Vaterland! Sei du auch in dieser Zeit unsere Hoffnung, unsere Zuversicht. Einst blühte der Maï, die innigste Marienverehrung in unseren deutschen Landen; laß die Herzen wieder warm werden, die Augen wieder hell; laß geballte Fäuste sich wieder zum Gebet fallen, wenn du dein Kindlein, unseren großen Gott, uns segnend entgegenhältst. Wo sollen die Kinder denn hinflüchten in Angst und Sorgen und Not, wenn nicht zur Mutter! Du verstehst uns und unsere Zeit. — Denn es ist ja doch immer das gleiche Leid, nur in anderem Gewand, das du selbst einst mit uns getragen. Du weißt um die Not der Heimatlosigkeit, um die Sorge ums tägliche Brot; um all die kleinen und kleinsten Mutternöte und Hausfrauenpflichten. Du weißt, wie Arbeitslosigkeit und Wohnungsnot drückt, warst du doch selbst einst eine Heimatlose im Lande Aegypten. Du weißt auch um die Not des bedrückten Vaterlandes; du, die freie Tochter Israels, geboren unter Anechtenschaft der Römer. Du kennst die Sorge gläubiger Gemüter über das Anwachsen der Gottlosigkeit und Sittenlosigkeit; denn du hast ja einst den Kampf des Himmels mitgekämpft in deinem Sohn, gegen die Feinde Gottes — den großen heiligen Streit, der deinen lieben Sohn an das Kreuz brachte, und danach zum Ostermorgen!

Mutter Maria! So kommen deine Kinder auch dieses Jahr wieder zu dir. Mit Maïblumen und Kerzen wollen wir festliche Altäre bauen, dir und deinem Sohn zu Preis und Ehre. Was nur immer der Frühling bietet an Blütenpracht, wollen wir dir bringen. O laß du dafür in unseren Herzen und denen aller Brüder und Schwestern deine Tugendblumen erblühen, besonders in unseren Tagen die heilige Hoffnung, Mut und Zuversicht. Wecke du neues Leben der Gnade in mutlosen Seelen. Streue dein Gottvertrauen in trostlose Herzen. — Wenn wir festliche Kerzen entzünden auf dem Maïaltar, dann laß dafür in unseren Herzen die Opferflamme der Liebe emporzüngeln. Laß sich neu entflammen in unseren Herzen das Feuer der Gottes- und Nächstenliebe, daß es hineinleuchte auch in die verfinsterten Seelen all der enttäuschten, verbitterten, vergrammten Erdenkinder; daß sie den Hauch verspüren aus einer anderen Welt und sich um der Liebe willen wieder zu dir wenden und zu deinem Sohn. Laß uns, den Kerzen gleich, brennen in opferfreudiger Hilfsbereitschaft, daß auch verfinsterte Seelen den Weg zu dir finden und zu deinem Sohn.

Und wenn wir dir frohe Maïlieder singen, dann gib uns die Kraft, auch jedem Menschen, der unseren Weg kreuzt, ein gutes, liebes Wort zu sagen. — Hilf uns, unsere eigene Zuversicht

gleich einer Frohbotschaft in die verzagenden Seelen hineinzufliegen. Nicht mehr jammern wollen wir und klagen. Einst hast du dein „Magnifikat“ gesungen, in einer Zeit, da deine Zukunft vor dir lag, in undurchdringliche Schleier gehüllt. So wollen auch wir uns nicht irremachen lassen und verkünden, was unsere Freude ist; wo immer klare Quellen des Trostes sprudeln. — Mach uns wieder froh, liebe Maienkönigin. Froh zur Arbeit; froh zum Gebet; froh zum Kreuztragen, Einschränken und Entbehren; froh zum Dienen, Opfern und Helfen. Froh in der Liebe zu dir und deinem Sohne und froh auch in der seligen Hoffnung auf einen ewigen Frühling im Reiche des Vaters — dort, wo Gott abtrocknen wird jede Träne. 5—s.

Sankt Helena und die Auffindung des heiligen Kreuzes.

(Zum 3. Mai.)

In einem kleinen, ärmlichen Häuschen vor dem Tore der alten Stadt Drepanum in Kleinasien erblickte um das Jahr 250 ein Mägdelein das Licht der Welt. Seine Eltern waren Gastwirte — doch nur Fuhrknechte und Soldaten kehrten bei ihnen ein. Alles, was Rang oder einen gefüllten Geldbeutel aufzuweisen hatte, zog es vor, im Innern der Stadt ein höheren Ansprüchen genügendes Gasthaus aufzusuchen. Die Familie war noch heidnisch, und so wurde auch das kleine Mägdelein, das den griechischen Namen Helena erhielt, im Heidentume aufgezogen. Wahrlich, dazumal hätte niemand ahnen können, daß es dereinst berufen sein würde, einen Kaiserthron zu besteigen!

In das ärmliche, kleine Wirtshaus vor der Stadt verirrte sich um das Jahr 275 ausnahmsweise ein höherer römischer Offizier. Konstantius war sein Name. Das dunkeläugige, schöne Mädchen mußte wohl tiefen Eindruck auf sein Herz gemacht haben. Denn trotzdem er als römischer Offizier es, seiner niederen Herkunft wegen, nicht zu seiner standesmäßigen Gemahlin machen durfte, schloß er doch mit ihm eine geselich anerkannte, aber unebenbürtige Ehe. So wurde Helena ihrer niederen Stellung entrückt und lebte zunächst mit ihrem Manne in Naissus, dem heutigen Nißch in Serbien. Hier wurde auch ihr erster und einziger Sohn Konstantin geboren. Diesem Kinde weihte Helena ihre zärtlichste mütterliche Sorgfalt, die ganze Liebe und Kraft ihrer Seele. Besonders während der öfteren, lange Zeit währenden Trennungen von ihrem Gatten, war der Knabe ihr Trost in der Einsamkeit, ihr höchstes Glück. Ihm widmete sie alle ihre Tage. Unbewußt flößte sie ihm jene Tugenden ein, die sie selber im Herzen trug. So waren damals schon Mutter und Sohn von tiefem Mitleid erfüllt mit den so ungerecht und barbarisch verfolgten Christen. Ohne es vielleicht selber nur zu ahnen, neigten sie sich damals schon der christlichen Lehre zu, indem sie von Bewunderung und Hochschätzung der Standhaftigkeit und Glaubenstreue der Verfolgten erfüllt waren. Auch die echt christliche Tugend der Liebe und Barmherzigkeit, von der die Heiden keinen Begriff hatten, erwachte in beider Seelen und mag sie vorbereitet haben für die spätere Durchführung der Pläne Gottes.

Der junge Konstantin hing mit größter Liebe und Verehrung an seiner Mutter, so daß der spätere Bischof Eusebius von ihm schreiben konnte: „Abgesehen von allem anderen mußte man ihn schon wegen seiner großen Ehrfurcht gegen seine Mutter glücklich preisen.“

Während Mutter und Sohn in beglückender Seelengemeinschaft ihre Tage verbrachten, hatte Helenas Gemahl Konstantius in mehreren militärischen Unternehmen seine Lorbeeren errungen und sich auch sonst durch seine energische Tatkraft, durch seine Umsicht ausgezeichnet. Er wurde im Jahre 293 von den römischen Kaisern Diokletian und Maximian zum Mitregenten ernannt. Gallien, Spanien und Britannien sollten unter seiner Herrschaft stehen.

Der Schmerz, das Leiden wird mit Recht Gottes Meißel genannt. Der Herr bedient sich seiner, um die Seelen an sich zu ziehen, sie zu reinigen und zu heiligen. Auch Helena sollte keine Ausnahme bilden. Mit der Wahl Konstantius' zum Mitregenten legten die beiden Kaiser ihm die Pflicht auf, seine nicht ebenbürtige Gattin zu entlassen und sich mit Maximians Tochter Theodora zu vermählen. Konstantius ließ sich auch wirklich von Helena scheiden und ging die geforderte Ehe ein.

Somit war Helenas Eheglück zu Ende. Groß war ihr Schmerz, denn mit aller Glut ihrer Seele war sie dem Gemahle verbunden. Indessen wollte sie ihm nicht im Wege stehen, seiner Erhebung kein Hindernis sein. Ohne Klage schied sie von ihm.

Aber nur wenige Monde später brach ein noch härterer Schlag über sie herein: Kaiser Maximian forderte den jungen Konstantin als Geißel für die Treue seines Vaters an seinen Hof. Helena zögerte nicht, sich zum Heile ihrer Lieben auch dieser Trennung zu fügen.

In ruhiger Größe suchte sie Verborgenheit in dem alten Kastell von Bonn und führte dort ein stilles, glanzloses Dasein. Aber gerade in diesen leidvollen, düstern Tagen schenkte Gott, der Herr, der einsamen Frau seine Gnade in reichem Maße und ließ die christlichen Wahrheiten in hellem Glanz in ihrer Seele erstrahlen.

Mehrere Jahre verfloßen. Konstantius starb, und der junge Konstantin wurde sein Nachfolger in des Römerreiches westlichen Provinzen. Er hatte seiner Mutter die treueste Zuneigung und Verehrung bewahrt, berief sie sogleich an seine Seite in einer ihrer würdigen Stellung mit dem Titel „Kaiserin“. Auch umgab er sie mit einem reichen Hofstaat, überwies ihr prächtige Paläste und weite Besitzungen. Münzen mit ihrem Bildnis und ihrem Namen wurden geprägt, Standbilder zu ihrer Ehre errichtet, der Name ihrer Geburtsstadt Drepanum in Helenopolis umgewandelt.

Helena achtete all den Reichtum, all den Prunk gering. Aber sie war glücklich, in der Nähe des Sohnes zu weilen und ihm eine kluge Ratgeberin zu sein. Immer wieder wußte sie seinen unbändigen Sinn zu zügeln und zur Milde zu stimmen. Immer mehr gelang es ihr, sein Herz dem Christentum zuzuwenden. Es war denn auch auf den Rat der Mutter, daß Konstantin im Kampfe gegen seine Nebenkaiser zum Gott der Christen um Beistand und Hilfe rief. Im Jahre 312, nach dem unter der Kreuzesfahne errungenen Sieg über den Nebenkaiser Maxentius, nahm Konstantin öffentlich das Christentum an und gewährte den Christen ihre volle Freiheit. So hatte das Römerreich seinen ersten christlichen Kaiser.

Indessen verwandte Kaiserin Helena ihre reichen Einkünfte fast ausschließlich für Werke der Barmherzigkeit. Auch baute sie in zahlreichen Städten prächtige Kirchen für die glücklichen Christen, die nunmehr die Katakomben verlassen und ihren Gottesdienst öffentlich und ungestört feiern konnten.

Obwohl Helena bereits ein beträchtliches Alter erreicht hatte, faßte sie noch den Plan einer Wallfahrt nach dem Heiligen Lande. Die christlichen Heiligtümer waren dort von den Heiden auf das schmachlichste verunehrt worden. Fast jede Spur des Lebens und Leidens unseres Herrn war verlöscht, überall feierte das Heidentum seinen wüsten Gözendienst. Dem wollte nun Kaiserin Helena ein Ende bereiten. Von ihrem Sohne in allen ihren Unternehmen unterstützt, trat sie im Jahre 326 die Reise nach Jerusalem an. Die wärmste Bewunderung, die besten Wünsche der Christen begleiteten sie auf der beschwerlichen Fahrt. In Jerusalem hatte man ihr einen festlichen Empfang zugebacht. Aber demütig lehnte sie jede Feier ab, bezog auch nicht die kostbar ausgestattete Wohnung, die man für sie bereitet hatte, sondern zog sich in eine arme Gemeinschaft christlicher Frauen zurück. Von da aus entfaltete sie dann eine rege Tätigkeit. Kaiser Konstantin hatte angeordnet, eine herrliche Kirche solle über dem heiligen Grabe des Erlösers erbaut werden. Ein ganzes Heer von Arbeitern war bereits damit beschäftigt, den Delberg vom Schutt, der ihn ganz bedeckte, zu reinigen. Täglich fand sich die hohe Frau an dieser heiligen Stätte ein. Eine stille Hoffnung besaßte sie. Würde es ihr nicht vergönnt sein, unter den Bergen von Steinen und Sand, vielleicht in einer der verschütteten Felsenhöhlen das der Christenheit verlorene Kreuz des Erlösers wiederzufinden? Rüstig schritt die Arbeit vorwärts. Beharrlich kniete Kaiserin Helena an dem heiligen Orte in Gebet und Betrachtung versunken. Wer beschreibt wohl ihre Ergriffenheit, ihr Ehrfurchtschauern, als nun wirklich einige Arbeiter auf drei alte, schwere Kreuze stießen und sie aus dem Innern einer Grotte ans Tageslicht brachten! Bei den Kreuzen befand sich auch die kleine Tafel mit der Inschrift des Pilatus. Ein Zweifel jedoch blieb zu lösen. Welches der drei Kreuze würde wohl das des Erlösers sein?

Die Ueberlieferung erzählt: Mararius, damals Bischof in Jerusalem, ließ eine fromme, unheilbar franke Matrone zur Stelle bringen, an der die drei Kreuze lagen. Während die Volksmenge atemlos stand und schaute, erhob der Bischof seine Arme betend zum Himmel. Darauf wird die Kranke behutsam auf eines der Kreuze gelegt. — Keine Veränderung in ihrem Zustande. Man bringt sie mit dem zweiten in Verührung — ohne Erfolg. Bleibt noch das dritte. Kaum hatte die Kranke dieses voll Hoffnung umfassen, als ihre Krankheit wich. Vollständig geheilt erhebt sie sich und preist laut die Macht des Herrn. „Halleluja, halleluja!“ hallt es durch die tief ergriffene Menge.

Ein zwölfjähriger Knabe befand sich damals unter den vielen Menschen. Er wurde später Bischof und legte Zeugnis ab für das, was er in seiner Jugend geschaut. Es ist der heilige Zyrillus.

Das Fest der Auffindung des heiligen Kreuzes wurde von jenem Tage an in Jerusalem feierlich begangen. Eine große Menge andächtiger Pilger pflegte sich dazu einzufinden. Heute feiert die Kirche dies Fest am 3. Mai.

Vier Jahrhunderte später besetzte ein persischer König Jerusalem, zerstörte zum Teile die dort erbauten Kirchen und schleppte das heilige Kreuz mit sich fort. Kaiser Heraclius konnte das Heilige Land zurückgewinnen, und es gelang ihm auch, das heilige Kreuz wieder

nach Jerusalem zu bringen. Er selber wollte es auf seinen Schultern zur Höhe des Kalvarienberges emportragen, aber am Fuße des Hügels angelangt, vermochte er nicht mehr weiterzuschreiten. Eine unsichtbare, höhere Macht hielt ihn zurück. Da mahnte ihn der damalige Patriarch Zacharias, die königlichen Gewänder abzulegen und gegen unscheinbare Kleidung zu vertauschen. Nur so werde es ihm gelingen, den heiligen Berg mit der kostbaren Last zu ersteigen. Der Kaiser befolgte den Rat und gelangte dann ungehindert an sein Ziel. Dieser Tag wird in der heiligen Kirche unter dem Namen „Kreuzerhöhung“ am 14. September gefeiert.

Kaiserin Helena hatte nach erfolgter Auffindung des heiligen Kreuzes sogleich einen Boten nach Rom gesandt, um ihren Sohn davon zu benachrichtigen. Seine Antwort war des großen Kaisers würdig. Umgehend sandte er Roms fähigste Baumeister und Künstler nach dem Heiligen Lande, mit dem Auftrage, die über dem heiligen Grabe zu bauende Basilika solle an Pracht und Glanz jedes andere Bauwerk überreffen.

Helena war nun restlos glücklich. Ihr Herz war von überirdischer Freude erfüllt, sie kannte kaum mehr einen anderen Gedanken als die Verherrlichung Gottes. Während die Arbeiten an der neuen Basilika rüstig vorwärtsschritten, besuchte sie trotz ihres hohen Alters alle Orte, wo der Erlöser gewandelt, gelehrt und gebetet hatte. Ueberall teilte sie reiche Almosen aus, nahm sich der Kranken an, gründete und erbaute viele Kirchen und Heiligtümer. Fast konnte sie nicht mehr scheiden von jenen Gefilden. Doch hatte sie noch eine Aufgabe zu erfüllen. Neben dem heiligen Kreuze waren noch zahlreiche andere kostbare Reliquien aufgefunden worden: die Geißelsäule, die Dornenkrone, die Nägel, die Lanze und andere. Diese geheiligten Gegenstände mußten gebührend verteilt und der öffentlichen Verehrung zugeführt werden. Die Kaiserin brachte einen Großteil davon nach Rom, von wo aus sie in der Folge an verschiedene Hauptkirchen des Kaiserreiches gesandt wurden. Ueberall sorgte Helena für prächtige, kostbare Heiligtümer, die sie stets auf großartige Weise ausstattete.

Rom hatte der zurückkehrenden Kaiserin einen glänzenden Empfang bereitet und jubelte ihr zu. Aber auch da blieb die hohe Frau einfach und demütig wie zuvor. Ihrer Stellung durfte sie nicht entsagen, aber vollständig entsagte sie dem Stolze, der eiteln Pracht. Ihre Kleidung war gering. In den Gotteshäusern kniete sie noch unscheinbar zwischen den anderen Frauen — eine mächtige Lehre für Roms Reiche, die in verschwenderischer Pracht und Genußsucht dahinlebten. Eine mächtige Lehre auch für unsere Zeit, in der Genußsucht unser Mitgefühl für das Elend so vieler Mitmenschen erstickt.

Im Jahre 327 fühlte die große Kaiserin das Nahen ihrer Todesstunde. Ihrem Sohne, der sich übermäßig dem Abschiedsschmerz hingab, verbot sie, um sie zu weinen. Sie segnete ihn und wies ihm den Himmel als Ort des Wiederehrens. Endlich schied sie ruhig und sanft am 18. August, gegen 80 Jahre alt.

Noch im vierten Jahrhundert wurde Kaiserin Helena in der christlichen Kirche als Heilige verehrt. In welch hohem Ansehen ihr Andenken schon damals gehalten wurde, geht aus den Worten des großen heiligen Ambrosius hervor, der in seiner Leichenrede auf Kaiser Theodosius (gestorben 396) auch ihrer gedachte. „Glücklich war Konstantin, daß er eine Mutter hatte wie die heilige Helena, voll des Heiligen Geistes!...“

Unser Maialtar.

Im Monat Mai werden wir wohl kaum eine Kirche oder eine Kapelle finden, in welcher kein Maialtärlein steht. Wenn es auch nur dürftig und primitiv ist, nur ein paar armeneliche Papierblumen und Tannenreis aufweist, nur ein paar Kerzen — es ist doch da als Zeichen der Treue und der Liebe zur heiligen Mutter Maria.

Und auch in unserer Familie, in unserem Stübchen daheim, bauen wir uns einen Maialtar. Es darf kein christliches Haus geben, in welchem er fehlt. Auch daheim geht es mit einfachsten Mitteln. Ein Marienbild ist sicher vorhanden oder eine Marienstatue. Und auch

ein Plätzchen läßt sich finden, sei es auf der Kommode, sei es auf einem nicht oft benutzten Tischlein — oder sei es nur an der Wand, über einem Wandbrettchen. Da stellen wir blühende Blumen zu unserer himmlischen Mutter Bild und ein paar Kerzen, und sogleich hat das ganze Zimmer einen festlichen Anstrich; sogleich weiß jeder im Haus: jetzt ist Mai.

Ein paar Blumen und Kerzen sind keine unerschwinglichen Auslagen. Die ersteren pflücken wir uns in Feld und Flur, wenn wir keinen Garten haben. Oder wir helfen uns mit zartem Frühlingsgrün, wo Blumen nicht erreichbar sind. Ein Töpfchen mit blühenden Primeln (oder ähnlichen Frühlingsblumen) kostet nicht viel und blüht sehr lange bei treuer Pflege. Zwei Kerzen kosten 20 Pfennig, und wenn wir keine Leuchter haben, stellen wir sie in leere Flaschen, die wir mit weißem Krepppapier verhüllen. — Ich spreche hier von den einfachsten und billigsten Möglichkeiten, sich ein Maialtärlein zu bauen, weil Notzeit ist. Wer es besser und schöner gestalten kann, wird der Liebe seines Herzens freien Spielraum lassen! — Immerhin wirkt so ein ganz bescheidenes Altärchen festlich und stimmt zur Andacht, weckt zur Innerlichkeit. — Sind Kinder im Haus, dann geben wir ihnen die Aufgabe, für den Schmuck des Maialtärchens zu sorgen, die Blumen zu pflegen. Aber da muß die Mutter darüber wachen, daß alles in guter Ordnung vor sich geht und ohne Streit. Es dürfen auch nicht mehr Blümlein gepflückt werden, als man braucht, und mit frischem Wasser sind sie zu versorgen. Kinder fangen gern etwas an und lassen es dann liegen; da ist ein Stück Erziehung zur Beharrlichkeit und Treue darin.

Vielleicht verzieht eines deiner Angehörigen den Mund zu einem spöttischen Lächeln, wenn du nun wieder anfängst mit dem Maialtar, nachdem er vielleicht lange nicht mehr in der Familie aufblühte. Laß dich nicht irremachen. Was reden die Menschen nicht alles, zum Beispiel von der Mutter Goethes; wer will uns da wehren, die Mutter Christi zu ehren! Was schreibt man nicht alles zusammen über einen Muttertag; nun wohl, das ist unser Muttertag vom 1. bis 31. Mai. Sag deinen heranwachsenden Kindern ruhig und vergnügt: „Ihr könntet mir helfen, es schöner zu machen. Könntet mir ein paar Blumen, ein paar Kerzen bringen, das wäre eine rechte Freude für uns alle.“ Ich wette, es wird kaum vergebens sein. Wenn die Deinen sehen, daß es dir ernst ist, werden sie bald selbst wieder Freude daran haben.

Und sieh einmal zu, wenn in deinem Haus oder in deiner Nachbarschaft ein Kranker ist, der vielleicht schon lange nicht mehr ausgehen kann, was du da mit so einem kleinen Maialtärchen für große Freude machen kannst. Auch dies ist eine schöne Aufgabe für unsere größeren Kinder, für unsere Jugend, in die Stuben der Kranken und Alten mit einem Maialtärchen, einer kleinen Maiandacht Freude zu tragen.

Wir halten auch daheim in unserer Familie unsere kurze Maiandacht bei unserem Maialtar. Ein Geseklein vom Rosenkranz, eine Litanei, vor allem ein schönes Marienlied zu Anfang und zu Ende gesungen, das unsere Jugend vielleicht auf der Zupsgeige, Geige oder Gitarre begleitet, macht Freude im Himmel und auf Erden und weckt warmen Familiensinn. Dann fällt es nicht gar zu schwer, als drittes Maigeschenk für die himmlische Mutter eine kleine Tat der Liebe jeden Tag hinzuzufügen. Und wenn es nur ein gutes Wort ist, das wir bewußt einem anderen geben.

L. B.

Der Bittgang.

Wohl drei Stunden von der Stadt entfernt liegt tief zwischen hohe Berge eingebettet ein winziges Dörfchen. Heute ist es mit dem Postauto gut und bequem zu erreichen. Noch vor Jahresfrist mußte man schön auf Schulters Rappen reiten, wenn man dorthin gelangen wollte. Das Dörfchen selbst bietet keinerlei Reiz, aber seine Umgebung ist wunderschön. Und auf der Höhe vor dem Dörfchen steht eine kleine Kapelle, ganz schlicht gebaut, schmucklos auch im Innern. Ein paar Bänke, ein kleiner Altartisch und darüber das ganz verblühene Bild der Mutter von der immerwährenden Hilfe. Es ist nicht eigentlich eine Gnadentapelle, denn von Wunderzeichen,

Ave Maria!

Von K. Mittelstaedt.

So viel Blüten als da spriesen
Und der Bächlein viele stiessen,
So oft grüß ich, Mutter, dich.
So viel Blümlein als wohl blühen
Und so viele Sterne glühen,
So viel Male preis' ich dich!

Himmelsmutter, schau die Kleinen,
Die so gerne sich vereinen
Am Altar im schönen Mai.
Aus den Kleinen Kinderhänden
Kommen all die Blumenpenden,
Und die Herzen glühn aufs neu.

Mutter, sie dich froh umgeben
Und das Aug' zu dir erheben
Mit dem treuen Kinderblick.
Schütze diese Kindesfeelen,
Daß sie dich für immer wählen,
Laß sie nie allein zurück!

So viel Blümlein als erblühen
Und so viele Sterne glühen,
So oft hilf, Maria, du.
Führe uns mit deinem Segen
Auf den rechten Lebenswegen
Einstens zu der ew'gen Ruh'!

die dort geschehen wären, meldet keine Chronik. Aber die Leute beten gern dort, mögen auch wohl öfters die Hilfe der lieben Gottesmutter erfahren haben, ohne viel Gerede und Aufsehen davon zu machen. Ich kenne die Geschichte einer kummerbeschwerten Mutter, die dort durch volle dreißig Jahre Trost gesucht hat. Um das Vertrauen in Marias gütige Hilfe bei den Lesefrauen vielleicht zu stärken, darf ich die Geschichte erzählen.

Drunten in der großen Stadt, die sich breit am Strom ausbreitet, wohnte in einer engen Gasse die hochbetagte Witwe eines kleinen Beamten, der schon länger als dreißig Jahre unter der Erde ruht. Diese Frau hatte einen einzigen Sohn, der wegen seiner guten Begabung studieren durfte. Wenn auch den Eltern das Opfer der bedeutenden Ausgaben nicht leicht wurde, so hatten sie doch ihre Freude an dem fleißigen Sohne, der während seiner Gymnasialzeit fast immer der Primus seiner Klasse war. Die fromme Mutter freute sich besonders darüber, daß ihr Sohn in sittlich-religiöser Beziehung keinen Anlaß zur Klage gab, tat er doch unaufgefordert seine religiösen Pflichten und blieb stets bescheiden und anspruchslos. Auch hielt er sich fern von den vielen Kameraden, Söhnen wohlhabender Eltern, die oft gegen das Verbot der Anstalt Gasthäuser besuchten.

Mit dem Willen, Priester zu werden, bezog Theodor Weifers, der Sohn jener Beamtenfamilie, die Universität einer weitentfernten Stadt. Nun wuchsen die Geldsorgen der Eltern, sie wollten aber unter größten Entbehrungen die paar Jahre aushalten in der stillen Hoffnung, den Sohn einst am Altare zu sehen. Diese Hoffnung wurde leider zunichte gemacht. Nach dem dritten Semester kündigte der Sohn an, er gehe mit einem Freunde zunächst in dessen Heimat, um nur den Rest der langen Ferien in der Heimat zu verbringen. Gleichzeitig schrieb er, daß er zur Medizin übergegangen sei, weil er sich nicht zum Priester berufen fühle.



Maria mit dem Jesuskind. Von Joseph Kummer.

Zwar war dies ein empfindlicher Schlag für Vater und Mutter, aber sie waren weislich genug, um keinen Widerspruch zu erheben, weil sie mit Recht der Ansicht waren, man solle einen Sohn nicht in das verantwortungsvolle Amt des Priesters drängen.

Der ersten Enttäuschung folgte bald die zweite. Der Sohn kam ganz am Schlusse der akademischen Ferien nach Hause. Schon nach wenigen Tagen erkannte die Mutter mit Schrecken, daß der sonst so ernste, strebsame Jüngling sich innerlich gewandelt hatte. Des öfteren kam er von abendlichen Ausgängen betrunken nach Hause. In seinen Reden sprach er mit Erregung von dem freien Studentenleben. Zur Zeit des sonntäglichen Gottesdienstes tat er zwar so, als ob er zur Kirche gehen wolle, die Mutter aber erfuhr, daß er andere Wege gegangen war. Sie mahnte, sie flehte, hatte aber jeden Einfluß auf den Sohn verloren, so gründlich hatte die ferne Stadt mit ihren vielen Vergnügungen und dem gottentfremdeten Leben ihn umgarnt. Als der Vater den Stand der Dinge erfuhr, war er sehr ernst und drohte dem Sohne mit dem Abbruch der Studien. Auf Bitten der Mutter durfte Theodor zum Beginn des neuen Semesters eine andere Universität beziehen. Der Abschied von den liebenden Eltern war denkbar kalt.

Die Mutter hatte in der Folge viel geweint, während der Vater ein sehr stiller Mann wurde. Zwei Monate später blieb jegliche Nachricht von dem Sohne aus. Nachforschungen ergaben, daß er bei einem studentischen Zweikampf den Gegner auf den Tod verwundet hatte. Da niemand mehr an ein Aufkommen des Verwundeten dachte, floh Theodor aus Furcht vor gerichtlicher Strafe über das Meer nach Amerika. Seine Freunde aus der schlagenden Verbindung hatten ihm die Mittel zur Ausreise verschafft. Die Eltern hatten natürlich die Zugehörigkeit ihres Sohnes zu einer solchen Verbindung nicht geahnt.

Als diese schlimmen Nachrichten ins Elternhaus gelangten, traf den Vater ein Schlaganfall. Er lebte noch einige Wochen, dann schied er versöhnt mit Gott und einem Segenswunsch der Verzehrung für den ungeratenen Sohn auf den Lippen aus diesem Leben.

Die Witwe war nun auf eine kleine Pension und auf den Fleiß ihrer Hände angewiesen. Nicht die Not des Lebens bedrückte sie, denn ihre Bedürfnisse waren denkbar bescheiden, wohl aber quälte sich ihr Mutterherz ab in der Sorge um den Sohn. Als nach Jahresfrist immer noch keine Nachricht von diesem eingetroffen war, hielt man ihn in der ganzen Bekanntschaft für verschollen und tot. Wenn die Mutter auch nicht dagegen sprach, so nährte sie doch heimlich die Hoffnung, der Sohn lebe noch und werde mit Gottes Hilfe wieder auf den guten Weg zurückgebracht. Um ein Wiedersehen den lieben Gott zu bitten, das wagte sie kaum. Nur eins glaubte sie erlesen zu müssen, nämlich die Bekehrung des Sohnes und eine gute Sterbestunde für ihn. Dieses in besonderer Weise zu erbitten, hätte die Witwe sich gerne an einer Wallfahrt zu irgendeinem Gnadenorte beteiligt, aber dazu reichten ihre Mittel nicht aus. Als ein Landmann in ihrer Gegenwart einmal erwähnte, auf der Höhe bei K. stehe eine Mutter-Gottes-Kapelle, beschloß die betrübte Mutter, dorthin zu wandern. Drei Stunden hin und ebenso viele zurück wanderte sie an einem heißen Julitage. Das war für die Frau um so beschwerlicher, als sie wegen der Näharbeit im Hause so gar nicht an weite Wege gewöhnt war. Im Gebete hatte sie aber so reichen Trost gefunden, daß sie gelobte, nun alljährlich, wenn irgend möglich im Juli, den Weg zu wiederholen.

Volle dreißig Jahre hat sie den Bittgang gemacht, der ihr mit zunehmendem Alter immer schwerer wurde. Aber das grenzenlose Vertrauen zu der Mutter von der immerwährenden Hilfe wich nicht aus ihrem Herzen. Ein Anliegen und ein Gebet war es, das ihr immer wieder die Kraft zu dem weiten Wege gab. „Liebste Mutter, hilf meinem Sohne zu einer guten Sterbestunde!“

Im vorletzten Jahre war die Witwe so schwach auf den Beinen, daß sie ihren altgewohnten Bittgang nicht mehr machen konnte. Das bedrückte ihr Herz schwer, und sie weinte viel. Nun wohnte in der Nähe ein Fabrikant, dessen liebenswürdige Frau in das Haus der Witwe kam, sie mit Näharbeit versah und wohl auch oft eine milde Gabe mitbrachte, denn das jetzt alte Weiblein konnte doch nicht mehr viel leisten und verdienen, dazu waren die kleinen Ersparnisse in der Inflation zerronnen, und die Pension genügte nicht zum Lebensunterhalt. Der Fabrikantenfrau klagte die Alte ihre Sehnsucht, in die altgeliebte Kapelle zu kommen. Voll Freude, der schwachen Witwe einen großen Liebesdienst erweisen zu können, erklärte die jüngere Frau, sie werde am Nachmittag mit ihrem Auto kommen, und dann wollten sie beide zur Kapelle hinausfahren. Es bedurfte langer Ueberredung, bis das freundliche Anerbieten angenommen wurde, am Nachmittag aber hielt das schmucke Auto vor dem kleinen

Hause. Der Fahrer half Frau Weisers in den Wagen. Die Frau des Fabrikanten nahm neben ihr Platz, und nun sauste man los. Auf der Hin- und Rückfahrt betonte die Witwe wiederholt, das werde wohl ihr letzter Bittgang sein. Sie war ganz erfüllt von Freude und grenzenloser Dankbarkeit, daß die gütige Liebe ihr geholfen hatte, noch einmal an die Stätte ihrer Hoffnung zu gelangen.

Um Tage nach dieser Reise brachte der Postbote eine Anweisung über 200 Mark, die in Hamburg von einem Missionär aufgegeben worden war. Auf dem Abschnitt war ein Brief angekündigt. Das Mutterherz der Witwe fühlte jedoch deutlich, daß die geheimnisvolle Sendung irgendwie mit ihrem Sohne in Verbindung stehen müsse. Ihre heftige Erregung konnte sie nur im Gebete bemeistern. In den späteren Nachmittagsstunden schon kam der versprochene Brief. Er war von der Hand des Missionärs geschrieben und brachte schmerzlichste Trauerkunde, gleichzeitig aber auch höchstes Glück für die schwergeprüfte Witwe. Ihr Sohn war auf der Heimreise gewesen, als ihn ein zehrendes Leiden auf dem Schiffe dahinraffte. In den Fluten der See lag er begraben. In den Armen des Priesters war er verschieden, nachdem er mit Andacht die Sterbesakramente empfangen hatte. Gottes Fügung hatte den Missionär auf demselben Schiffe zur Heimat getragen, das auch der verlorene Sohn benutzte. Dieser hatte in seinen letzten Lebensstunden immer wieder gebeten, man möge die Mutter oder den Vater, wenn noch am Leben, in seinem Namen um Verzeihung bitten. Lange sei er in der Irre gegangen, aber vielfältige Prüfungen hätten ihn schon vor längerer Zeit zur Veröhnung mit Gott und der Kirche geführt. Das Glück habe er draußen in der kalten Welt nicht gefunden. Zuletzt sei sein einziges Streben gewesen, die Summe zu verdienen zur Ueberfahrt in die deutsche Heimat, da eine unbezwingliche Sehnsucht an seinem Herzen genagt habe.

Wer beschreibt die Gefühle der frommen Mutter! Einen Menschen mußte sie haben, der ihr Leid und ihre Freude mit ihr teilte. Sie ließ jene Fabrikantenfrau zu sich bitten. Diese, ganz erschüttert und voll Rührung über den Bericht der alten Frau und den Inhalt des Briefes, machte sogleich den Vorschlag, man wolle nun noch einmal zur Kapelle hinausfahren, um dort der lieben Mutter Gottes zu danken.

Es kam nicht mehr zu dieser Fahrt. Die Aufregungen des Tages waren zu heftig gewesen für die alte, gebrechliche Frau. Schon am nächsten Tage brachte der Priester ihr die letzte Wegzehrung. Als die Abendglocke läutete, ging sie ein in die ewige Heimat, wo sie hoffentlich bald ein glückliches Wiedersehen feiert mit ihrem Gatten und dem unglücklichen Sohne.

Draußen auf der Höhe über dem stillen Waldhöflein steht einsam die kleine Kapelle, wo eine betrübte Mutter durch dreißig lange Jahre um einen verlorenen Sohn gebetet hat. Das ärmliche Heiligtum ist für diese Mutter eine Stätte des Segens geworden, wie jedes noch so arme Kirchlein dies werden kann, wo ein vertrauendes Gebet zum Himmel und zur Himmelsfürstin emporsteigt. M. Holler.

Einer Mutter Himmelfahrt.

Es war am frühen Morgen des Festes Christi Himmelfahrt. Die noch schneebedeckten Bergespitzen erglühten eben in den ersten Sonnenstrahlen, im Tale unten war es noch grau und still. Da regte es sich bereits in der niederen Hütte am Bergeshang. Die Türe ging auf, und ein altes Weiblein trat heraus. Geschäftig eilte es in den Stall, die beiden Ziegen zu versorgen, fütterte auch die wenigen Hühner und warf dazwischen manch frohen Blick hinab auf das zu ihren Füßen liegende Dorf, auf den ragenden Kirchturm in dessen Mitte. Dann verschwand sie eilig wieder in ihrer Kammer, um sich für den Kirchgang zu rüsten.

Ein altes, abgenutztes Gewand war es, das sie aus dem morschen Schrank hervorholte, vielfach sorgfältig ausgebessert, aber tadellos



ABronner.

Wenn ich bete . . .

Wenn ich bete, ruhet meine Seele in dir. / Dann strömet heilige Freude von dir zu mir. / Dann steht mein Herz für deine Liebe offen. / Dann schweigt der Schmerz, und ich darf wieder hoffen.

Wenn ich bete, dann steigen jubelnde Loblieder aus meiner Seele auf zu dir, o Gott. Dann finde ich dich und du mich, und wir beide werden eins. O mein Gott, wie süß ist es, dich zu finden; dann schwindet jeder Schmerz und ich sehe nur mehr eins: deine unendliche Liebe. Meine Seele jauchzt und jubelt und kann das Glück, das süße Licht nicht fassen, das sie durchflutet; oh, ich gehe einen herrlichen Weg. Wie ein andauernder jubelnder Akkord schwingt meine Seele auf zu dir, mein Jesus, und meine Lippen werden nicht müde, dich zu preisen, du König der göttlichen Liebe.

lauber. Dazu ein verblichenes, seidenes Halstüchlein nebst seidener Schürze, ihr bester Feiertagsstaat. Einen Stock in der Rechten, ein abgenutztes Gebetbuch in der Linken, so trat sie nun aus der Hütte.

Doch es war noch früh an der Zeit. Die Sonne war eben erst von den weißen Firnen herabgestiegen ins Tal; leuchtender Schimmer lag jetzt auf Wiesen und Auen, überall freudiges Sprossen und Blühen. Ein herrlicher Tag! Und wie hatte Mutter Gertraud diesen Tag ersehnt und herbeigewünscht seit zwanzig langen Jahren. Sie setzte sich noch ein Weilehen auf die Bank neben der Haustüre und versank in Gedanken.

Ja, gerade zwanzig Jahre waren es her, da hatte ihr Bub lachend die Stube betreten und ihr ohne jede Scheu, lachenden Mundes erzählt, er habe einen kostbaren Kelch gestohlen und ein hübsches Stück Geld dafür bekommen. Schon lange sei er der Armut und der ewigen Arbeit satt gewesen — nun ziehe er hinaus in die Welt und wolle sich's einige Wochen wohl sein lassen. Dann könne er ja immer wieder etwas mitgehen heißen — daran würde es wohl nicht fehlen!

Arme Mutter! Ein Dolchstoß ins Herz hätte ihr nicht weher getan. Geahnt hatte sie es wohl, daß ihr Bub im letzten Jahre verwildert, entgleist war — daß er aber so tief gesunken, ja ganz verkommen war, das hatte sie nicht geahnt. Und nun? Ihr Bitten, ihr Flehen verhallte vor dem rohen Lachen des Sohnes, ihre Tränen rührten ihn nicht. Er ging hinaus und schlug unwirksam die Türe hinter sich zu.

Am nächsten Morgen unternahm Mutter Gertraud den bittersten Gang ihres Lebens. Die ganze Nacht hatte sie überlegt und gebetet, dann war der Entschluß in ihr gereift. Nein, sie wollte keinen Teil haben an dem Kirchenraub, und für den Michel war es wohl auch besser, er sah im Gefängnis, als daß er draußen in der Welt umherirrte und von Diebstahl und Raub lebte. So war sie denn zu Gericht gegangen und hatte ihn angezeigt, ihren Sohn! Und wenige Tage darauf hatten sie ihn gebracht — auf der Dorfstraße war sie ihm begegnet! Nur einen bitterbösen, wilden Blick hatte er ihr zugeworfen und das eine Wort: „Du Rabenmutter!“ Dann hatte er sich abgewandt.

Wie sie damals zu ihrem Häuschen emporgestiegen war, sie wußte es nicht. Aber noch an jenem Tage hatte sie ihre geringe Barschaft in eine kleine Schachtel gelegt und diese dann in einer Lade ihrer Kommode, tief drinnen, hinter dem mageren Wäschevorrat verwahrt. Und von jenem Tage an hatte sie unermüdet geparkt und gearbeitet und sich jeden Wunsch versagt. Sie hatte ein Leben geführt voll Mühe und Entbehrungen, ohne jede Freude. Aber jede Woche hatte sie wieder einige Münzen in die kleine Schachtel legen können. Und endlich, endlich war die nötige Summe beisammen, nach schier endlosen zwanzig Jahren. Mutter Gertraud war darüber ein gebrechliches, altes Weiblein geworden, doch was schadet dies? Die Schuld war gesühnt. Sie hatte dem Herrn Pfarrer das Geld eingehändigt, der hatte damit einen neuen, schönen Kelch gekauft, und heute, am Feste Himmelfahrt, würde er sich seiner beim heiligen Opfer zum erstenmal bedienen.

Und zwanzig lange Jahre hindurch hatte Mutter Gertraud für ihr Kind gebetet und geopfert, gefleht und geweint. Würde sie wohl auch dies zum glücklichen Ende führen dürfen, daß es einst zurückkehre zu ihr und seinem Gott? —

Drunten an der alten Pfarrkirche tönt festliches Geläute — nun ist es Zeit. Mutter Gertraud schreitet auf ihren Stock gestützt die Höhe hinab, der Kirche zu. Indessen bereitet sich der greise Pfarrer in der Sakristei zum hohen Opfer. Da nähert sich ihm ein Mann, ein Fremder, mit verlegenem Wesen und scheuem Blick. „Ich habe in der Zeitung gelesen die Geschichte von dem Kelche . . . ist sie auch wahr?“ — „Wahr ist sie“, antwortete der Pfarrer, „ich selbst habe sie an verschiedene Zeitungen geschickt, auf daß vielleicht der verlorene Sohn sie irgendwo zu Gesicht bekomme.“ Er betrachtete den Fremden aufmerksam, dessen Züge scheinen ihm bekannt. Da fragt der Fremde leise und zögernd: „Und die Mutter — meine Mutter — lebt sie noch?“ Der Pfarrer ergreift seine Hand: „Hört Ihr in der Kirche draußen den müden Schritt und das Aufschlagen des stützenden Stockes? Das ist Eure Mutter!“

Der Fremde tritt in die Kirche. Dort in dem alten Stuhle, wo er als Knabe so oft neben der Mutter gekniet, dort kniet eine alte Frau. Eine eingefallene, gebückte Gestalt. Kaum kann er sie wiedererkennen. Aber leise geht er hinüber und kniet auf seinen gewohnten Platz neben der alten Frau.

Erstaunt schaut diese zu ihm empor. Ihre Blicke begegnen sich. Sie erkennt ihn. „Liebe, gute Mutter“, flüstert er ihr zu.

Da kündet das Glöcklein die heilige Wandlung. Hoch hebt der greise Priester den Leib des Herrn in weißer Brotgestalt empor. Dann erglänzt der goldene Kelch in hellem Lichterschein. „O Herr, ich danke dir!“ stammelt die glückliche Mutter, „erst den Kelch und nun mein Kind!“

Tief neigt sie dann ihr Haupt auf die gefalteten Hände herab, ein leises Zittern erfährt den abgezehrten Körper, aber bald ist sie wieder ruhig und regungslos.

Ruhig und regungslos auch dann noch, als die Andächtigen die Kirche verlassen. Der Sohn spricht leise zu ihr, will ihr helfen, sich emporzurichten — sie hört ihn nicht. Sie hört statt dessen den Sang der Engelschöre, die den Heiland an seinem Himmelfahrtstage umschweben — im Gefolge des Heilandes ist ihre Seele in ihrer übergroßen Seligkeit zum Himmel aufgefahren. M. M.

Mütter und Töchter.

Frau Krüger interessierte mich, obgleich ich sie noch nie im Leben gesehen hatte. Krügers waren erst kürzlich zugezogen in unsere Stadt. Aber in der kurzen Zeit, seit welcher ihre Tochter die Fortbildungsschule besuchte, beobachtete ich den außerordentlich günstigen Einfluß, den diese neue Schölerin auf mehrere ihrer Klassenkolonnen ausübte, darunter auf zwei schwierige Mädels, Erna S. und

Hedwig K. Beide, aus wirtschaftlich zwar bescheidenen, aber nicht notleidenden Verhältnissen stammend, waren oftmals „muffig“, das ist übellaunig, selten zu froher Mitarbeit am Unterricht aufgelegt, oft genug aber zu reichlich albernem Benehmen und dummen Streichen. Zu alledem hatte ich gehört, daß sie jede Gelegenheit benutzten, um daheim zu entweichen und abends auf der Ringstraße, dem üblichen Treffpunkt der flirrenden Jugend, spazierenzugehen. Wenn dieser abendliche „Bummel“ auch bisher harmloser Natur war und es bei einigen flüchtigen Worten oder einem Gruß zwischen den Mädels und den um diese Stunde ihren Unterricht schließenden Schülern der Maschinenbauschule blieb, so schienen doch Erna und Hedwig mehr als nötig von der weltbewegten Frage, „ob er heut vorbeikommt oder nicht“, erfüllt. Dementsprechend waren sie verträumt und in Schule und Haus gleichermaßen wenig brauchbar, wie mir ihre Mütter bestätigten, die beide der Meinung waren: „Ja, so sind eben heutzutage die jungen Mädchen; als wir jung waren, war es anders. Aber moderne Jugend! Da läßt sich nichts machen . . .“ Die Mutter dieser Anni schien aber mit dieser modernen Jugend fertig zu werden; wie munter und vergnügt das Mädel immer war! Und sie schien für Jünglinge ebensowenig Interesse wie für Schaufenster zu haben, denn als ich ihr ein paarmal gegen Abend bei Besorgungsgängen begegnete, erklärte sie nach wenigen Minuten unbefangenen Plauderns, daß sie nun aber „heimlaufen“ müsse, und ich sah sie denn auch im Sturmschritt einbiegen in die stille Nebenstraße, in welcher ihr Heim lag. Ihre Schulleistungen waren tadellos, und die hauswirtschaftliche Lehrerin unserer Anstalt verriet mir, daß Anni weitaus die meisten Vorkenntnisse im Kochunterricht im Vergleich zu ihren Mitschülerinnen aufzuweisen habe, woraus sich schließen ließ, daß sie auch in der Küche daheim zur Hilfe herangezogen wurde. Als ich gar noch eine Unterhaltung zwischen Erna und Hedwig zufällig aufschnappte und Hedwig nachdenklich sagen hörte: „Ja, wennman so eine Mutter wie die Anni hat . . .“, da war meine Wißbegierde auf dem Höhepunkte angelangt. Ich mußte Frau Krüger kennenlernen und dahinter kommen, auf welche Art es ihr gelungen war, ihre Anni zu einem solchen Prachtexemplar einer im besten Sinne modernen Jugend heranzubilden.

Frau Krüger besaß außer Anni noch zwei ältere, berufstätige Töchter, beide frohe und tüchtige Menschen, die mit ebenso rührender Liebe an der Mutter hängen wie die Jüngste. Als ich ihr glattweg sagte, daß man heutzutage doch so viel sehe und höre von den Gegensätzen und dem „Sich-nicht-Verstehen“ der älteren und der jüngeren Generation in der Familie, hier aber ein selten schönes Einvernehmen zu herrschen schein, lächelte sie fein. Ja, ja, meinte sie, ich laß halt meinen Mädeln gar keine Zeit zum „Unverstandensein“, die müssen gleich, wenn sie aus der Schule entlassen sind, so viel tun und denken, daß sie keinen Platz im Kopf mehr haben für dumme Gedanken. Aber, wagte ich zu erwidern, gerade wenn die jungen Mädchen zu Hause fest zugreifen sollen, dann gibt es doch in den meisten Familien Ärger; die Mütter klagen, daß das junge Ding nicht helfen will, und die Jungen „maulen“ über das Helfen-Müssen. Frau Krüger steht auf dem Standpunkt, es komme viel darauf an, wie dieses Helfen gefordert werde. Wenn die Mutter immer nur das „Müssen“ betont, so wird die Bierzehn-, Fünfzehn-jährige nicht einmal ganz zu unrecht denken, „nun, solange ich in der Schule war, ist Mutter auch ohne meine Hilfe fertig geworden, warum nicht auch jetzt?“ Mag sein, daß dieser Gedanke in Gegenwart der Mutter nicht ausgesprochen wird, aber bewußt oder unbewußt hemmt er doch das Interesse an der häuslichen Arbeit. Die Anteilnahme an dieser wird reger und freudiger sein, wo der junge Mensch für seine eigene Zukunft den Wert der erworbenen hauswirtschaftlichen Kenntnisse schätzen lernt und der Mitschülerin, die mißmutig fragt: Mußt du auch immer daheim helfen? die Antwort zu geben weiß: „Selbstverständlich, ich will doch alles im Haushalt lernen, damit ich später eine tüchtige Hausfrau sein kann und mein Mann mich nicht auszulachen braucht, wie neulich eine in einer Geschichte in der „Monika“, die ihm Kaffee und Apfelsinen als Mittagessen vorlegte, weil sie nichts zu kochen verstand.“ Solch eine Zielsetzung gibt einen anderen Arbeitswillen, als wenn man sich selber und das, was man tun soll, als beinahe überflüssig empfindet. Freilich muß nun der häusliche Lehrling daheim auch fühlen, daß er wirklich seinem Ziele näher kommt, nämlich Fortschritte macht, und dazu gehört, daß er tatsächlich „alles“ lernt, das heißt an jedes häusliche Arbeitsgebiet herankommt. Daran lassen es aber die Mütter meist fehlen. Den Schulentlassenen werden leichte Hilfsarbeiten im Haushalt übertragen, etwa das Kartoffelschälen und Bettenmachen. „Hedwig K. sagte neulich meiner Anni, daß ihr das ewige Staubwischen schon zum Hals heraushänge“, berichtete Frau Krüger und fuhr fort: Kann es einen dann wundernehmen, daß bei solch gleichbleibender Arbeit gar bald die Gedanken umherschweifen und allmählich immer stärker sich dem Wunsche zuwenden, von solcher mechanischen, gedankenlosen Arbeit und der wachsenden Langeweile erlöst zu werden?

Dann ist es nur noch ein Schritt, bis man aus solchen Gedankengängen heraus Ausschau hält nach dem ersehnten Retter und jeden grünen Jungen daraufhin ansieht, ob er nicht zu diesem Ritterdienst taugen möge. Was solchen Mädchen in Wirklichkeit fehlt, das ist verantwortungsvolle Mitarbeit im Hause, die Teilnahme an der verwaltenden Tätigkeit der Hausfrau, an den unzähligen Denkaufgaben, die der Haushalt stellt, sei es das Ausdenken des täglichen Küchenzettels, der Resteverwertung in der Küche, der nötigen Veränderungen und Neubeschaffungen an Kleidung und Wäsche und vor allem das Einkaufen und Einteilen der Vorräte, auch der Einblick in die Wirtschaftslage und Wirtschaftsjorgen der Familie. Wenn so ein Backfischchen auf seinem Weg zur Berufsschule ausschaut, ob es nicht noch billigere Einkaufsgelegenheiten für Obst und Gemüse erspäht, als die Mutter sie bisher entdeckte, wenn es mit Stolz und verständlicher Jaghaftigkeit zum erstenmal „ganz allein“ beim Einkauf von Fisch oder Fleisch auswählt und von der Mutter nicht mehr wie eine Fünfjährige einen Merkzettel erhält, sondern selber bestimmen soll, was alles zum morgigen Wochtag mitgebracht werden muß, Seife, Waschpulver, Stärke, Streichhölzer und so weiter, dann hat es so viel zu bedenken, daß der Raum für dumme Gedanken in seinem Köpfchen sehr viel kleiner wird, und dann fühlt es sich von der Wichtigkeit seiner Aufgabe durchdrungen, wird wirklich zu einer späteren „Wirtschaftsführung“ befähigt und lernt die ganze Vielseitigkeit des häuslichen Arbeitsreiches kennen, nicht nur einige wenige — auch so langweilige — Handreichungen. Gewiß wird es bei den ersten Kochversuchen einmal Lehrgeld geben müssen, aber mit welcher Genugtuung wird das erste gelungene, selbstständig hergestellte Mahl, der erste selbstgebackene Kuchen auf den Tisch gebracht! Kochen ist viel interessanter als Abwaschen, darin sind sich alle Jungmädchen einig!

Eine weitere Schwierigkeit in dem Verhältnis zwischen Mutter und Tochter bildet nach Frau Krügers Ansicht dann die Freizeit, besonders der Sonntagnachmittag. Die Mütter sind unzufrieden, wenn die Töchter schon sehr frühzeitig anfangen, allein auszufliegen. Aber glauben die Mütter eigentlich, daß es am schönsten Mai-Sonntag für ein junges Mädchen ein besonderes Sonntagsvergnügen bedeutet und als Entspannung für die anstrengende Berufstätigkeit in der Woche genügt, wenn das junge Menschenkind dabeisitzen darf, wenn der Vater und die Mutter nach dem Essen ihr „Nickerchen“, das ist ein ein- bis zweistündiges Mittagschlässchen, machen und nachher Tante Marie kommt und mit der Mutter Kochrezepte bespricht, während Onkel Fritz und Onkel Karl mit Vater einen Sonntagskat dreschen? Nein, bei Krügers freuen sich alt und jung auf den Sonntag, denn da ist immer etwas los! Entweder ziehen alt und jung gemeinsam an schönen Sommertagen hinaus ins Grüne, die Jugend wandert ein Stückchen weiter und wird dann an der Kaffeestation von den Eltern mit dem Kuchenpaket erwartet, oder jedes der drei Mädchen darf sich selbst eine Freundin ins Elternhaus einladen, die eine oder andere bringt Bruder oder Vetter mit, und unter den Augen der Eltern entwickelt sich fröhliches, jugendliches Leben mit Sang und Tanz und frohem Gesellschaftsspiel. Was soll man in ein teures und rauchiges Lokal gehen, wenn man es zu Hause so gemütlich haben kann, und geht es am Monatsende einmal knapp her, dann sagt man einfach zu den Gästen, sie möchten sich ihre Butterbrote zum Abend selbst mitbringen, für eine Tasse Tee sorgt Mutter noch immer. Wer die Jugend nicht ins Haus läßt, treibt die eigenen Kinder aus dem Haus, das ist Frau Krügers feste Ueberzeugung. Einmal im Monat gehen die Mädchen zu einer Sonntagsveranstaltung der katholischen Jugendpflege, etwa zum Sommerfest, zum Faschingsstranzchen oder zu einer gemeinschaftlichen Wanderung ihrer Jugendgruppe, und damit ihre Mädels sich auch einmal in der Welt ein wenig umgucken und durch ganz neue Eindrücke etwas zum Erzählen haben und aus dem Alltäglichen ganz herausgehoben werden, um dann mit neugestärkten Kräften ihre Alltagsarbeit wieder aufnehmen zu können, darf jede im Sommer ein paar Tage verreisen, manchmal zu lieben Verwandten oder auch zu einer Freizeit der katholischen Frauenberufsverbände. Da hat die Grete, die Älteste, im vorigen Jahr eine Wartburgfahrt mitgemacht, und wie erfüllt ist sie noch immer von den Stätten, wo die liebe heilige Elisabeth gelebt hat. Anni war bei ihrer guten Patin und Tante, und Käthe, die besonders schonungsbedürftig und überanstrengt war, wurde gegen ein ganz geringes Entgelt in ein von Schwestern geleitetes Erholungsheim aufgenommen. „Ihre Reise!“, das ist den ganzen Winter hindurch das Ziel, für welches die Mädels sparen, sich hier einen Kinobesuch und dort einen neuen Gürtel, ein Täschchen versagen, und mit dem sie wiederum ihre Gedanken auf das lebhafteste beschäftigen. „Gewiß, wir sind früher weniger gereist“, das gibt Frau Krüger zu, „aber wir Mütter von heute hörten auch nicht acht Stunden lang in unserer Jugend das Rattern der Schreibmaschinen im Büro, wir saßen nicht an einer dauernd aufblitzenden Telefonanlage, wir arbeiteten nicht in einem menschen durchfluteten Warenhaus. Das ganz andere Lebenstempo, namentlich in unseren großen

Städten, verlangt auch andersartige Ausgleiche zwischen Freude und Arbeit. Viele junge Mädchen drängen sich auch deshalb an den Mann, nur um herauszukommen aus der allzu großen Gleichförmigkeit. Wir aber erziehen unsere Töchter dazu, daß sie sich selbst auch ohne männliche Hilfe Stunden und Tage froher Entspannung zu schaffen wissen. Sonst ist es nicht verwunderlich, wenn sie eines Tages finden, daß ihre Kolleginnen, die nicht im Elternhaus wohnen, doch „viel mehr vom Leben haben“ und die Versuchung in ihnen wach wird, sich auch eine „Bude“ zu suchen.“

Ob nie Gegensätzlichkeiten wegen Geldfragen entstehen? Nein, erklärt Frau Krüger. Gerade dadurch, daß unsere Töchter nicht nur Zu-Arbeiten im Haushalt kennenlernten, sondern auch das Wirtschaftsbuch und die Wirtschaftsjorgen, fühlen sie sich von Anfang an als vollberechtigte Familienmitglieder, nicht nur als „die unmündigen Kinder“. Sie erfassen, daß sie nicht nur, weil „die Mutter es verlangt“, „weil der Alte sonst brummt“, sondern aus Notwendigkeit und um der Gerechtigkeit willen gegenüber den Geschwistern, sobald sie in der Lage dazu sind, ihr Kostgeld und einen Anteil an der Miete von ihrem Lohn bestreiten müssen. Aber sie wissen auch, daß ihnen nicht „jeder Groschen“ abgenommen wird. Die Verwaltung dessen, was ihnen nach Abzug von Kostgeld und Kleidung übrigbleibt, überlassen wir unseren erwachsenen Töchtern selbst. Ebenso bleibt ihnen Freiheit bei der Wahl ihrer Kleidung, sofern diese aus ihrem Einkommen bestritten wird und den Grundsätzen christlicher Frauenwürde entspricht. Auch die so oft im Familienleben sich geltend machende Mißstimmung über allzu kleinliche Kontrolle hinsichtlich persönlicher Aufwendungen, z. B. Ausgaben für eine Zeitschrift, Teilnahme an einem Kursus, Geschenke zum Geburtstag der Freundin, oder Gaben der Caritas, ersparen wir unseren Kindern. Zwischen den Kindern und auch uns herrscht jedoch strengste Ordnung in Geldsachen, leihen wir einander einmal Beträge, so werden sie auch wieder zurückgezahlt. So gibt es keinen Anlaß zu Eifersüchteleien, Zank und Streit, keines der Mädels fühlt sich bevorzugt, keines zurückgelehrt um der anderen willen. — Es muß eine dem Lebensalter entsprechende Selbständigkeit gewährt werden und eine nicht durch starres Kommando, sondern durch Einsicht in die Zusammenhänge ermöglichte Mitverantwortlichkeit für die beglückende Gemeinsamkeit in der Familie. Es müssen Ziele da sein, die dem Leben freudige Abwechslung und den Gedanken einen befriedigenden und wertvollen Inhalt geben. Wenn dann noch durch Erziehung und Vorbild der religiöse Wille zur Selbstbeherrschung und Selbstvervollkommnung in unseren Kindern lebendig ist, dann ist auch „mit der modernen Jugend fertig zu werden“, und dann ist die Mutter das, was sie zuerst und zutiefst sein sollte, die wirkliche Führerin und die beste Freundin ihrer Töchter. M. L.

Die Nelke der Indianerin.

Eines Tages machte sich Vater Justinus, der greise Pfarrer von Rubio, wie so oft schon auf den Weg, um für irgendein gutes Werk zu Ehren der heiligen Jungfrau milde Gaben zu sammeln. Als er nun damals unter anderen auch eine liebliche Indianerin aus Capacho auf dem Markte in Rubio um eine Gabe ansprach, erödete diese tief und wußte zuerst aus Verlegenheit kein Wort zu sagen, hatte sie doch gerade im Augenblick nicht einmal einen halben Centimo im Besitz.

„Mache dir keine Sorgen darob, liebe Tochter“, tröstete sie der Priester, als sie ihm diese peinliche Tatsache schließlich gestanden hatte. „Dann gibst du mir eben ein andermal etwas.“

Doch inzwischen war das Mädchen seiner Verlegenheit Herr geworden und hob mit anmutiger Bewegung die Hand, um aus dem dichten, in der Sonne gleich blankpoliertem Ebenholz schimmernden Haar den einzigen Schmuck zu ziehen, den sie darin trug: eine wundervolle, tiefrote Nelke.

„Da ich kein Geld geben kann, Hochwürden“, sagte sie, „so bringt wenigstens diese Blume der Himmelkönigin, damit sie meinen guten Willen sieht.“

Von ihrer schlichten Demut tief gerührt, nahm der Priester die Nelke und dankte der Spenderin mit herzlichen Worten, und als er ihre fromme Gabe sinnend betrachtete, weckte ihre außergewöhnliche Schönheit einen Gedanken in ihm, den er sofort in die Tat umsetzte. Eilig verließ er den Markt und ging zu einer sehr angesehenen und wohlhabenden Dame.

„Die Jungfrau schickt mich, Señhora, um Ihnen einen Handel vorzuschlagen“, sagte er und wies der Dame die Nelke der Indianerin.

„Und das wäre, Hochwürden? — Oh, die prächtige Nelke!“

„Ja — sie ist wunderschön, und um sie handelt es sich auch bei dem Geschäft: sie ist der allerliebsten Gottesmutter zu eigen, und Sie sollen sie ihr abkaufen.“

„So? — Na, und was soll sie denn kosten?“

„Da die Jungfrau im Augenblick sehr bedürftig ist... ach, es wird am besten sein, Sie machen selbst den Preis, den Sie dafür anlegen wollen.“

Die Dame kannte Vater Justinus und seine Art; lächelnd nahm sie die Nelke und reichte ihm ein Fünf-Bolivar-Stück dafür. Das Gesicht des geistlichen Herrn strahlte vor Freude, und er sagte der Käuferin ein herzliches „Vergelt's Gott!“. Im Fortgehen begriffen, kehrte er nochmals um: „Das Geschäft wäre nun allerdings erledigt, Senhora“, sagte er, „aber ich möchte Sie auch noch um eine Spende bitten für die Himmelskönigin.“

„Eine Spende auch noch, Hochwürden? — Was gebe ich da denn wohl?“

„Die Nelke, denke ich. — Sie haben sie der Jungfrau abgekauft — stimmt —; aber sie sollte doch eigentlich nicht in profanen Händen bleiben, da sie einmal der Himmelskönigin gehört hat! — Schenken Sie ihr sie wieder...“

Abermals lächelte die Dame über Vater Justinus und seine Geschäfte und gab ihm willig die schöne Blume zurück, die dann an jenem Tag noch in die Hände manch anderer frommen Matrone und Jungfrau gelangte, die sie alle dem Pfarrer abkauften und dann wieder schenkten, bis er schließlich todmüde von all seinen Gängen, aber auch voll Freude über die hundert Bolivars, die ihm das liebe Geschenk der Indianerin eingebracht hatte, sich zur Heimkehr wandte.

Und als am Nachmittage jenes Tages von der Empore die jubelnden Stimmen der Orgel erklangen, süßduftende Weihrauchwolken den weiten Raum erfüllten und fromme Marienlieder von den Gewölben des Gotteshauses widerhallten — denn es war im Mai, im Frühlings-, im Marienmonat —, da hob sich zart und leuchtend zugleich aus der Fülle der Blumen, die den Altar der Gottesmutter schmückten, die auf dem Boden frommer Einfalt erblühte Nelke der Indianerin als prächtigste Zier und köstlichste Gabe, als ein hehres Zeugnis christlicher Frömmigkeit. Carolus Mper.

Wer ist mein Nächster?

Frau Mathilde lebte mit ihrem Gatten in einem schönen, alten Patrizierhause einer mittelgroßen Stadt in den denkbar besten Lebensverhältnissen. Obgleich die Inflation einen Teil der beiderseitigen bedeutenden Vermögen verschlungen hatte, blieb dem Ehepaar doch noch ein nennenswerter Besitz übrig. Die gefuchte Lage des schönen, ausgedehnten Hauses ermöglichte es, die entbehrlichen Räume zu hohen Preisen zu vermieten, so daß die Gatten selbst in den schweren Zeiten nicht nur sorglos leben, sondern sich noch Ersparnisse machen konnten. Frau Mathilde war eine fromme Frau — so schien es. Jeden Morgen besuchte sie die heilige Messe, fast jeden Tag empfing sie die heilige Kommunion. Sie fehlte in keiner Abendandacht, in keinem Verein, bei keiner Wallfahrt. Im Verkehr mit Fremden war sie auffallend liebenswürdig. Frau Mathilde war sehr überzeugt von ihrem tadellosen Lebenswandel!

Im Hinterhaus des vornehmen Patrizierhauses war eine kleine Wohnung mit zwei sonnenlosen Stuben. Dort wohnten Bruder und Schwester des Gatten der Frau Mathilde. Auch sie hatten einst gute Tage gesehen, aber sie hatten sich nichts retten können aus der Inflation — ärmlich lebten sie dahin. Der Bruder war ohne Verdienst, denn er war krank, die Schwindsucht zehrte an seinem Leben. Bald war er gänzlich ans Bett gefesselt. Frau pflegte ihn die selbst tränkliche Schwester; sie tat dem dahinsiechenden Bruder alles zuliebe, sie sparte sich den Bissen vom Munde und opferte ihm das Letzte. Fast ging es über ihre Kraft, so unter Entbehrungen den Bruder zu pflegen.

Aber drüben im großen, stattlichen Hause, in der wunderschönen Wohnung, da lebte doch der gutsituierte Bruder der beiden und die so fromme Frau Schwägerin! Die sorgten doch sicher in selbstverständlicher Liebe für die leidenden Geschwister und schickten vom gu-

ten Tisch kräftige Suppen und appetitanregende Speisen, duftende Früchte und stärkenden Wein! Sie holten doch gewiß den armen Bruder in die sonnige, große Wohnung, in ein lustiges Zimmer! Und die treue Schwester, sie mußte doch unterstützt und abgelöst werden in ihrer aufopfernden Pflege!

Oh, weit gefehlt! Jeden Monat mußten die armen Geschwister sich die Miete absparen von ihrer kärglichen Habe, die Miete, welche

das hartherzige Ehepaar von ihnen forderte für die ärmlichen Stübchen! Kein Tellerlein Suppe aus der herrschaftlichen Küche des Bruders stärkte den armen Leidenden und seine treue Pflegerin. Kein Wort der Liebe und des Trostes kam aus dem Munde der frommen Frau Mathilde oder ihres Gatten. Sie liebten es nicht, derlei unangenehme Besuche zu machen, Krankenluft einzuatmen und Klagen anzuhören. Arm und verlassen siechte der Bruder dahin im dunkeln Gemach des Hinterhauses, bis ihn der Tod erlöste vom langen Leiden und von der kalten Hartherzigkeit der nächsten Verwandten.

Die treue Schwester aber mochte im trostlosen Hause nicht länger bleiben. Sie suchte sich ein sonniges Stübchen bei guten Menschen. Still, ohne Vorwürfe, verließ sie das Hinterhaus ihres einstigen Elternhauses. Ob es Frau Mathilde nicht doch in stillen Stunden zum Bewußtsein kam, daß jede Frömmigkeit wertlos ist, wenn sie nicht wurzelt in der Liebe zu Gott, welche unbedingt in sich schließt die Liebe zum Nächsten?

O nein, Frau Mathilde hat nichts gelernt, sie hält sich für unfehlbar. Sie geht weiterhin fleißig zur Kirche, zu ihren gewohnten frommen Übungen. Daheim aber quält sie die anderen Mieter ihres Hauses, so daß eine Partei die andere ablöst. Die eine Familie ist der Puh'närrin nicht sauber genug, die andere hat Kinder, welche zu laut sind im Hause, die dritte ist nicht freundlich genug. Nicht selten endigen die Unannehmlichkeiten vor Gericht, und so kommt es, daß die so schönen Wohnungen gemieden sind. Kein Dienstmädchen kann bei Frau Mathilde bleiben! Die armen Leute meiden das Haus, denn sie wissen, hier reicht keine gütige Hand ein Almosen!

Allmählich dringen die unliebsamen Tatsachen in die Öffentlichkeit. Gutgesinnte bedauern sie, viele aber nehmen Aergernis an dieser Frau, welche so selbstüchtig und lieblos an ihren Mitmenschen handelt, obgleich sie so oft zum Tische des höchsten Herrn tritt, der als ersten Grundsatz seiner heiligen Lehre aufstellte: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und deinen Nächsten wie dich selbst!“

So haben schon viele dazu mitgeholfen, daß das Christentum unter den Menschen gehaßt wird. E.

Ein Protestant über seine Mischehe.

Ich saß mit einem Protestanten in gemütlicher Unterhaltung. Er war mit einer Katholikin verheiratet, und die Kinder waren

auch katholisch getauft und katholisch erzogen. — Im Verlaufe des Gespräches kamen wir auch auf die häuslichen Verhältnisse des Mannes. Da meinte er, und ich hatte den Eindruck, daß er etwas Wohlüberlegtes sagte: „Ich habe es zwar sehr gut mit der Wahl meiner Lebensgefährtin getroffen, aber —“

„Und doch ein Aber!“ lächelte ich. Ich weiß aus Erfahrung, daß es viele böse Abers gibt.

„Das Aber bezieht sich nicht auf meine Frau. Es ist die beste und edelste Frau, die ich im Leben kennengelernt habe; und es ist eine Freude für mich, wenn ich sehe, wie sie unsere Kinder zum Guten anhält. Ich könnte es mir tatsächlich nicht besser wünschen. Aber —“

„Vielleicht fehlt es an der inneren Seelengemeinschaft.“

„Sie haben es erraten. Wir sind nicht desselben Glaubens. Für oberflächliche Menschen mag das weniger von Bedeutung sein;



Sanct
Monika





aber für uns ist es, wenn auch nicht gerade störend, aber doch so, daß es unserer Ehe die volle Harmonie vorenthält. Ich kann Ihnen nur versichern, ich werde nie dulden, daß eines meiner Kinder eine Mißhehe eingeht. Sie sind katholisch, also sollen sie auch einmal katholisch heiraten. Ich habe die Sache an mir erfahren. Man mag noch so gut zusammenstimmen, ohne den gleichen Glauben hat es doch nicht den rechten Schlag. Meine Frau und ich, wir passen fabelhaft gut zusammen. Aber wenn wir uns am Sonntag auf den Weg zur Kirche machen, dann gehen unsere Wege auseinander. Meine Frau geht mit den Kindern zur katholischen Kirche, und ich trotte verlassen, wie ein Waisenkind, zur evangelischen Kirche. Das wirkt schon einen Mißton in die feierliche Sonntagsstimmung. Wenn ich dann nach dem Gottesdienst mit den Kindern zusammensitze, während meine Frau in der Küche zum Rechten sieht, müssen wir immer etwas Fremdes überwinden, das sich zwischen uns geschoben hat. Ich sage mit Bedacht: wir; denn ich denke, es geht meinen Kindern gerade so wie mir. Sie dürfen nicht denken, daß unsere beiden Konfessionen, wie es leider so manchenorts der Fall ist, gegeneinander aufgeheßt sind. Wir Evangelische leben mit unseren katholischen Mitbürgern im besten Einvernehmen. Wir selber haben keinen Grund zur Klage und geben auch den andern keinen Grund dazu. Es kann und darf also nicht angenommen werden, daß mir meine Kinder von außenher entfremdet werden; ich weiß bestimmt, daß das nicht der Fall ist. Das uns Entfremdende kann ich nur in der Tatsache suchen, daß wir eben nicht in die gleiche Kirche gehen. — Und gar wenn Zeiten kommen, wo eines meiner Kinder die erste heilige Kommunion empfangen soll, da sitze ich richtig wie ein Fremder am Familientisch; ähnlich ist es, wenn meine Frau mit den Kindern über religiöse Dinge spricht. Sie können sich gar nicht vorstellen, wie peinlich das manchmal für mich ist. Ich verstehe nicht, wie manche, die viele Jahre in Mißhehe gelebt haben, so ruhig über diese Sache hinweggehen können. Ich kann mir das nur so erklären, daß der eine Teil lau und in seiner Religion abgestorben ist. Dann kümmert man sich allerdings nicht um diese Dinge, die mir da so viel zu schaffen machen. Aber bei uns sind beide Teile tief religiös. Und schon darum ist so eine Mißhehe ein Unding. Ich habe das vor Abschluß unserer Ehe nicht im entferntesten in dieser Tragweite eingesehen; oder vielleicht muß ich richtiger so sagen: ich war vorher nicht so religiös. Erst meine gute, brave Frau hat den religiösen Sinn in mir so recht geweckt. Ich wiederhole, daß wir im besten Frieden miteinander leben; meine Frau ist die zärtlichste Gattin und sorglichste Mutter, die man sich nur denken kann; aber meine Seele hungert oft nach etwas, was in einer Mißhehe — auch in der allerbesten — nicht da ist. Meine Kinder sollen einmal diese bittere Erfahrung nicht machen; darum werde ich niemals meine Zustimmung geben, daß einmal eines von ihnen eine Mißhehe eingeht.“

Ganz gewiß hatte der Mann recht. Man sagt es ja so oft auf den Kanzeln unserer Kirchen und schreibt es in unseren katholischen Blättern und Zeitschriften; aber vielleicht ist es gut, wenn es einmal ein anderer sagt; einer, der nicht katholisch ist. S. M. Saier.

Du wolltest nicht.

Christi Himmelfahrt steht vor der Tür. Die Welt hat ihr Festkleid angelegt. Golden und warm strahlt die Sonne vom Himmel. In dem feuchten, sonnenlosen Hof einer großen Mietskaserne pukt Hans Werfer sein Motorrad. „Ha, das wird eine schöne Fahrt geben“, sinnt er, während seine Hände fleißig schaffen. In Gedanken durchfliegt er die zwei freien Tage. Welch ein Jubel, einmal aus der Treitmühle herauszukommen, der Sonne, dem Leben, dem lachenden, warmen Frühling entgegenzueilen zu können. Ach, wie ein Mädel, die blonde Grete, sich gefreut hat, als er es ihr mitgeteilt. Wie närrisch hat sie ihn geküßt. Hans pfeift sich ein Liedchen.

Aus den dunkeln Fensterlulen, die auf den Hof schauen, blicken Lichter auf, eins ums andere, und leuchten in den stillen Abend.

Als Hans ausblickt, sieht er an einem Fenster den feinen, weißen Kopf seiner Mutter. Ihm wird etwas ungemütlich zumute. Das frohe Lied bricht plötzlich ab. „Schade“, denkt er, „daß die Mutter, die sonst so herzensgut, noch so rückständig ist, wirklich schade!“ Gestern Abend hat es eine schöne Auseinandersetzung gegeben. Ihr zuliebe hat er bisher immer am Christi-Himmelfahrtstage seine Ostern gehalten. Wenn er auch zu den „Einjährigen“ zählt, veräuft hat er es noch nie. Nun hat er aber gestern der Mutter erklärt, es sei jetzt Schluß damit. Er müsse einmal aufräumen. So alt sei er schon, daß er selbst wissen müsse, was er tue. Dazu lasse er sich auch nicht von der Kirche kontrollieren. Ja, wenn er einmal so alt und grau sei wie sie, werde er vielleicht auch wieder Ostern halten. Jetzt aber habe er keine Lust, sich mit derartigen Gedanken das Leben zu versauern. Dann hat er die Türe zugeworfen und ist zu seiner Grete gegangen. Als er spät abends heimkam, war die Mutter noch auf. Sie war gütig und still wie immer. Nachts aber, als er nicht schlafen konnte, meinte er, leises Weinen in der Nebenkammer zu hören. —

Heller, lichter Sonnenglanz zittert auf den Wellen des Rheines. Unaufhörlich rattern auf seinen Uferstraßen die Motore. Vorbei an Burgen und Bergen geht die Fahrt. Vorüber an Rebhügeln und in der Sonne liegenden Ortschaften. Vorbei an stillen, vom Bergeshang grühenden Kapellen. Poltern über Brücken von munter plätschernden Flüsschen. Rattern und knattern durch Bahnunterführungen. Weiter, nur weiter! — Morgen ist's aus mit der Freud'. In der Ferne winkt die Arbeit, die Treitmühle des Lebens. Nur gar nicht daran denken! Heute ist heut. Egal, was morgen kommt.

Auch Hans und Grete sind dabei. Rasen mit auf der Rennbahn des Lebens. Leuchtenden Auges, lachenden Blickes dem Ziele entgegen, das sie sich gesteckt haben. —

Am Tage nach Christi Himmelfahrt! ... Ein warmer Frühlingabend! ... Im Café sitzen die Menschen an kleinen, runden Tischchen mit roten Ampeln. In den Vasen stehen Anemonen und Himmelschlüssel. Engbeschriebene Speisefarten liegen auf weißen Decken. Daneben die Abendzeitung. Unter Vermischtem steht zu lesen: „In der vergangenen Nacht stieß auf der Bonner Straße ein 24jähriger Kaufmann auf seinem Motorrad mit einem Fordwagen zusammen. Er erlitt einen Schädelbruch und war sofort tot. Seine Begleiterin, eine 18jährige Kontoristin, trug schwere, innere Verletzungen davon. Sie wurde ins Krankenhaus gebracht, wo sie kurz nach ihrer Einlieferung starb.“ —

Am Tisch sitzen zwei junge Menschen, nehmen die Zeitung, und einer sagt zum andern: „Du, sieh mal, schon wieder ein Autounfall!“ Damit ist die Sache abgetan. In einem kleinen, lichtarmen Zimmer aber weint eine Mutter um ihr armes, törichtes Kind. A. Moll.

Herz-Jesu-Gebetsapostolat.

Gebetsmeinung für den Monat Mai.

Vom Heiligen Vater bestimmt.

Andacht zu Maria, der Königin der Märtyrer.

Papst Pius XI. will die katholische Christenheit aufrufen, die „Königin der Märtyrer“ zu verehren, und empfiehlt den Gebeten und Opfern aller Mitglieder des Gebetsapostolates dies Anliegen. Es ist sicher von Bedeutung für unsere Zeit, welche neue Glaubensmartyrer schafft oder doch wenigstens von uns allen eine außergewöhnliche Standhaftigkeit im Glauben und eine heroische Geduld in Kreuz und Leid verlangt. Dafür haben wir gerade an Maria, der „Königin der Märtyrer“, eine liebe und mächtige Hilfe. Sie hat ja ziemlich alles gelitten, was ein Menschenherz hienieden leiden kann. Und wenn andere Blutzeugen größere Bedrängnis an Leib und Leben ausgestanden haben, keiner übertrifft Maria an innerem Seelenschmerz und an liebender Ergebung in Gottes heiligen Willen.

Uns Katholiken gilt die Andacht zu Maria als das sicherste Mittel, um alles vom heiligsten Herzen Jesu zu erlangen. Folgen wir also mit Vertrauen dem Wunsche des Heiligen Vaters. Zum Segen für die ganze Kirche und unsere Familie.

S. M., S. J.

Ueber die Ernährung der heffenden Frau.



Nr. 6349. Einfaches, praktisches Kleid für junge Frauen.

Das gebrauchsfertige Schnittmuster zu diesem Kleid ist zu beziehen durch den Musterverlag Cl. Traub in Munderlingen an der Donau (Württemberg) gegen Voreinrichtung von 85 Pfg. für Muster und Porto durch Zahlkarte auf das Postcheckkonto Nr. 8452 in Stuttgart oder gegen Nachnahme.

Den wichtigsten Teil der Ernährung in dieser Zeit stellen neben den Kohlehydraten (Brot, Zucker, Kartoffeln, Reis usw.) die frischen jungen Gemüse und Salate, sowie Obst und Fruchtsäfte dar, weil in ihnen die zum Aufbau des kindlichen Körpers benötigten Mineralstoffe und die lebenswichtigen Vitamine enthalten sind. Fett brauchen wir an und für sich wenig, sollen aber dieses wenige möglichst in Form von Butter zu uns nehmen, weil hierin ein wichtiges Vitamin enthalten ist. Dasselbe gilt vom Käse. Entgegen der landläufigen Ansicht ist Milch durchaus nicht besonders empfehlenswert, der berechnete Durst — besteht doch der Embryo zu drei Vierteln aus Wasser — soll lieber mit Wasser und ungegorenen Fruchtsäften gelöscht werden. Die Fruchtsäfte sorgen nebenbei auch für Anregung der Nieren- und Darmtätigkeit.

Eier dürfen in mäßigen Mengen genossen werden, enthalten sie doch das für den Aufbau so notwendige Eisen, das anscheinend dem mütterlichen Organismus am schwersten zu entziehen ist und daher im Ueberschuß vorhanden sein soll. Fleischgenuß ist möglichst zu beschränken, er kann zu Magenbeschwerden führen.

Wichtig ist die Zufuhr von Kalk. Der Zahnverfall, der fast bei keiner Schwangerschaft ausbleibt, deutet ja schon in einer auch dem Laien verständlichen Weise darauf hin, daß das Kind sich dieses zum Aufbau der Knochen wichtige Element rücksichtslos zu verschaffen weiß. Die Zähne müssen selbstverständlich schnelligst in Ordnung gebracht werden — eine Zahnbehandlung bedeutet keine Gefahr für den Bestand der Schwangerschaft — aber außerdem soll durch genügende und regelmäßige Zufuhr eines der vielen guten käuflichen Kalkpräparate einem weiteren Zerfall vorgebeugt werden.

TEE und Kaffee dürfen nur in verdünnter Form genossen werden, wenn nicht auf ärztliche Verordnung starker Kaffee zur Anregung des Herzens als Medizin genossen werden soll. Die häufige Uebelkeit der ersten Monate soll man nicht mit dem so beliebten Schnäpschen bekämpfen, sondern mit Pfefferminzgeist; er ist ebenso wirksam und sehr viel gesünder. Ueberhaupt ist dem Alkohol in jeder Form aus dem Wege zu gehen!

Wichtig ist die Sorge für regelmäßige Verdauung, meist genügen ein Glas Wasser auf nüchternen Magen und größere Quantitäten von frischem und getrocknetem beziehungsweise gelochtem Obst zur selbständigen Regulierung. Wo das nicht der Fall ist, soll man seinen Arzt nach einem leichten Abführ- oder Regulierungsmittel fragen. Kritikloses Abführen schädigt; im Notfall ist ein Einlauf harmloser, aber auch der darf nicht zur Gewohnheit ausarten. Stark blähende Speisen ebenso wie kohlen-saure Wässer werden besser vermieden, da sie die ohnehin hochgeriebenen Därme noch mehr aufreiben und recht unangenehme Beschwerden verursachen können. — Ob im Einzelfall die Zufuhr von besonderen Nährstoffen oder Mineralstoffen bzw. deren Einschränkung notwendig ist, entscheidet der Arzt, er kann immer nur auf Grund persönlicher Untersuchung, nicht aus der Entfernung, beurteilen, was einer schwangeren Frau gut oder schädlich ist.

Dr. med. Durand-Wever.

Praktische Kleider für junge Frauen.

Nr. 6349. Einfaches, praktisches Kleid für junge Frauen. Das aus gutem, gemustertem Wollmuffelin hergestellte Kleid, das leicht erweitert werden kann, ist für junge Frauen sehr praktisch. Es gleicht mit seiner Kragenverzierung die Figur vorteilhaft aus und ist auch später noch gut weiter zu tragen. Auch in Wajschstoffen, Kunstseide und dergleichen macht sich das Kleid sehr schön.

Nr. 6350. Kleid für junge Frauen mit Schoßbluse. Das sehr leicht zu erweiternde Kleid kann sowohl in Woll- wie in Seidenstoffen ausgeführt werden. Die Schleifenverzierung ist sehr kleidlich. Die tiefen Falten der Vorderbahn des Rockes werden, sobald es nötig wird, flacher gelegt, ebenso werden die Vordertheile der Bluse durch Versetzen der Druckknöpfe des Laßes leicht erweitert. Erforderlich 3,40 m Stoff, 110 cm breit.

Nr. 6351. Mantelartiges Ueberkleid für die Straße zum Kleid Nr. 6350. Das Ueberkleid ergänzt das Kleid Nr. 6350 zu einem sehr schönen Straßenanzug. Erforderlich etwa 2³/₄ m Stoff, 120 cm breit. Man fertigt das Ueberkleid aus Wollstoff, der in der Farbe zum Kleid paßt. Auch dieses Ueberkleid läßt sich unschwer erweitern, soviel es nötig ist.

Wieviel Stoff brauche ich?

Eine Antwort auf mehrere Anfragen.

Zur Anfertigung von Damenwäsche werden bei einer Stoffbreite von 80 cm benötigt: Trägertaghemd etwa 1,80 m, Taghemd mit voller Ähsel etwa 2,20 m, Beinleid zum Schlupfen 1,25 m, Nachthemd mit kurzem

Aermel 2,60 m, Nachthemd mit langem Aermel 3,50 m, Träger-Hemdhohe mit Schrittschluß 1,75 m, Träger-Hemdhohe mit Klappe 2,20 m, Kleidschürze ohne Aermel 3 m, Kleidschürze mit langem Aermel 4 m, Bluse mit langem Aermel 2,50 m, Hauskleid mit langem Aermel 5—4 m.

Zur Anfertigung von Herrenwäsche bei einer Stoffbreite von 80 cm: Oberhemd 3,50 m, Nachthemd 3,75 m, Berufsmantel 4,50 m, Haus- oder Bayernjade 3,50 m.

Zur Anfertigung von Bettwäsche bei einer Stoffbreite von 80 cm: Kissenbezug 80/80 cm 1,75 m, Kissenbezug 80/100 cm 2,15 m, Kisseninlett 80/80 cm 1,65 m, Kisseninlett 80/100 cm 2,05 m. Bei einer Stoffbreite von 130 cm: Oberbettbezug 130/190 cm 3,95 m, Oberbettbezug 130/200 cm 4,15 m, Oberbett-Inlett 130/200 cm 4,05 m, Bettlatten Größe des Bettes und 5—10 cm für die Säume. Ueberschlaglaken 150/200 cm 2,65—2,80 m aus 160 cm breitem Stoff.

Zur Anfertigung von Frauenkleidung je nach Größe und Nachart: Bluse oder Jumper bei einer Stoffbreite von 70—95 cm 2—2¹/₂ m, Kleiderrock bei einer Stoffbreite von 100—130 cm 1,30—1,80 m, Kleiderrock bei einer Stoffbreite von 70—95 cm 2—2¹/₂ m, Kleid bei einer Stoffbreite von 70—100 cm 4—5 m, Kleid bei einer Stoffbreite von 130 cm 3—4 m, Damenjade (lang) bei einer Stoffbreite von 115—130 cm 2—2¹/₂ m, Kostüm bei einer Stoffbreite von 130 cm 3¹/₂—4 m, Mantel bei einer Stoffbreite von 130—140 cm 2³/₄—3¹/₄ m, Komplet (Kleid und Jade) bei einer Stoffbreite von 130—140 cm 4¹/₂—5 m.

Zur Anfertigung einfacher Mädchenkleider braucht man bei einer Stoffbreite von 80 cm: Im Alter von 1—2 Jahren 1 m, 2—3 Jahren 1,30 m, 3—4 Jahren 2 m, 4—5 Jahren 2,25 m, 5—6 Jahren 2,50 m, 6—7 Jahren 2,75 m, 7—8 Jahren 2,85 m, 8—10 Jahren 3 m, 10—11 Jahren 3,15 m, 11—12 Jahren 3,25 m, 12—13 Jahren 3,25 m, 13—14 Jahren 3,50 m, 14—15 Jahren 3,50 m, 15—16 Jahren 3,75 m, 16 bis 17 Jahren 4 m. Bei einer Stoffbreite von 140 cm: Im Alter von 1 bis 2 Jahren 0,40 m, 2—3 Jahren 0,80 m, 3—4 Jahren 1,15 m, 4—5 Jahren 1,30 m, 5—6 Jahren 1,60 m, 6—7 Jahren 1,75 m, 7—8 Jahren 1,80 m, 8—10 Jahren 2 m, 10—11 Jahren 2,15 m, 11—12 Jahren 2,25 m, 12—13 Jahren 2,25 m, 13—14 Jahren 2,50 m, 14—15 Jahren 2,60 m, 15—16 Jahren 2,60 m, 16—17 Jahren 2,70 m.

Zur Anfertigung von Kniehosen für Knaben werden bei einer Stoffbreite von 140 cm benötigt: Im Alter von 2—3 Jahren: Größe 1 = 35 cm, 3—5 Jahren: Größe 2 = 45 cm, 5—7 Jahren: Größe 3 = 50 cm, 7—9 Jahren: Größe 4/5 = 55 cm, 9—11 Jahren: Größe 5/6 = 60 cm, 11—13 Jahren: Größe 6/7 = 65 cm, 14 Jahren: Größe 8/9 = 65 bis 70 cm.

Zur Anfertigung von Knaben-Anzügen braucht man a) mit langen Hosen: Im Alter von 2—3 Jahren 1 m, 3—5 Jahren 1,20 m, 5 bis 7 Jahren 1,40 m, 7—9 Jahren 1,60 m, 9—11 Jahren 1,80 m, 11 bis 13 Jahren 2 m, 14 Jahren 2,20 m. b) Mit Kniehosen: Im Alter von 2—3 Jahren 1,10 m, 3—5 Jahren 1,20 m, 5—7 Jahren 1,30 m, 7—9 Jahren 1,50 m, 9—11 Jahren 1,70, 11—13 Jahren 1,80 m, 14 Jahren 1,90 m.

Dr. D. W.



Nr. 6350. Kleid für junge Frauen mit Schoßbluse.

Nr. 6351. Mantelartiges Ueberkleid für die Straße zum Kleid Nr. 6350.

Die gebrauchsfertigen Schnittmuster zu diesen zwei Kleidern sind zu beziehen durch den Musterverlag Cl. Traub in Munderlingen an der Donau (Württemberg) gegen Voreinrichtung von 85 Pfg. für jedes Muster und Porto durch Zahlkarte auf das Postcheckkonto Nr. 8452 in Stuttgart oder gegen Nachnahme.



Nr. 1001 und Nr. 972. Zwei moderne Stolen, passend als Primiz-Geschenk. Die naturgroßen Pausen zu diesen zwei Stolen sind zu beziehen durch das Dominikanerinnenkloster in Bad Wörishofen (Bayern) gegen Voreinsendung des Betrages für Muster und Porto durch Zahlkarte auf das Postfachkonto des Dominikanerinnenklosters, Nr. 13358 in München, und zwar für die Stola Nr. 1001 50 Pfg. und für die Stola Nr. 972 55 Pfg.

hell und dunkellila, die Kelche grün, ebenso Stiele und Blätter. Das A und O gold oder gelb mit Rot eingefasst, der Kreis um die Buchstaben gelb oder gold.

Die Firma Julius Ostermeier, Kunststickerei in Aulendorf (Württemberg), liefert Predigtstolen wie Abbildung, aufgezeichnet auf besten Seidenstoff, mit sämtlichem Stöckmaterial in Seide und Gold sowie sämtliche Zutaten von Goldbouillonfransen, Goldbouillonquasten, Goldschnur, Einlage und Futter Nr. 1001 zu 28 Mk., Nr. 972 zu 35 Mk. Dieselben Stolen in Seide und Gold gestickt, mit Goldbouillonfransen und Goldbouillonquasten und Goldschnur kosten fertig: Nr. 1001 44 Mk. und Nr. 972 70 Mk. — Diese Stolen stellen sich, wenn sie aus Seidenatlas gemacht werden, aufgezeichnet und fertiggestickt um je 2 Mk. billiger. Jeder aufgezeichneten Stola wird eine verständliche Anleitung über die Ausführung beigelegt. Auf Wunsch kann auch die Stola mit einer angefangenen Stöckprobe geliefert werden. Wünscht man keine Predigtstola, sondern eine einfache Stola ohne Goldschnur und Quasten, nur mit Seiden- oder Goldfransen, so stellt sich der Preis entsprechend billiger.

Nr. 6353. **Versehrburse mit modernem Muster.** Eine Versehrburse ist stets ein willkommenes, praktisches Geschenk, sei es zu einer Primiz, zu Pfarrjubiläen oder sonstigen Priesterfesten. Unsere heutige Vorlage ist modern und schön, dabei leicht zu sticken. Man arbeitet auf gelblichweißen Seidenstoff mit Seide, nach Belieben auch mit Goldfaden. Sehr fein wirkt folgende Farbenzusammenstellung: Das Kreuz sahlgrün mit Dunkelblau umrandet, Name Jesu gelb oder gold, Strahlen gelb oder gold. Die wellenförmige Umrandung gelb oder gold mit Braun gefüllt.

Die Firma Julius Ostermeier, Paramentenstickerei in Aulendorf (Württemberg), liefert diese Versehrburse mit modernem Muster aufgezeichnet auf besten Creme-Seidenstoff, samt Stöckmaterial in Seide und Gold inwendig vorchriftsmäßig mit Leinwand, dazu Goldschnur zum Veranden und Umhängen zu 10 Mk. Fertig gestickt und genäht zu 18 Mk.

Handarbeiten als Primizgeschenke.

Auf mehrfachen Wunsch.

Nr. 6352. **Stöckmuster für eine Balla oder Burse mit Pelikan in Stiel- und Blattstich.** Der Pelikan, welcher seine Jungen mit seinem eigenen Blute ernährt, ist ein sehr beliebtes Symbol des Heilandes im allerheiligsten Altarsakramente und wird daher mit Vorliebe für Kelchwäsche, Altartuchstickerei und dergleichen verwendet. An unserer Vorlage wird der Pelikan samt Jungen und Dornenei in seinem Stielstich ausgeführt. Die Biederer der Unrahmung, sowie deren innere und äußere Linien sticht man mit dickerem Garn voll aus, die Strichlein dazwischen in Stielstich. Sehr geübte Stickerinnen können auch den Pelikan in weißem Flachstich sticken, nachdem alle Konturen in Rot in seinem Garn ausgeführt sind. Auch in Altgold und Weiß macht sich diese Stickererei sehr gut.

Zu einer zu dieser Balla passenden Altartuchbordüre ist eine sehr schöne Pausen mit dieser Darstellung des Pelikans sowie mit Medaillons mit Lamm Gottes, Hostie und Mehren, 22 cm breit, 1 m lang, zum Preise von 1.10 Mk. lieferbar.

Nr. 1001 und Nr. 972. **Zwei moderne Stolen, passend als Primizgeschenk.** Die beiden Stolen sind in ihrer Art sehr geschmackvoll und schön, nur ist die erste etwas einfacher im Muster. Man arbeitet beide in Blattstich mit Seide und Goldfaden auf Seidenstoff. Als Farbenangabe könnte dienen: Das Kreuz goldgelb mit Gold umrandet, der kleine Kreis oben im Kreuz rot, die Strahlen gelb oder gold, die Blattformen unten am Kreuz hellgrün mit Gelb oder Gold umrandet, ebenso die oberste Blattgruppe. Das Monogramm Christi dunkelrot mit Gold oder Gelb berandet. Die Randverzierung der ganzen Stola graublau. — Die Stola Nr. 972 könnte man sticken: An den Querstreifen die Stöckformen altblau, die Linien gelb, die Punkte rot. Das Kreuz gelb oder gold mit Rot gerandet, die Kreislinien um das Kreuz gelb oder gold, Strahlen ebenso. Die Lotosblumen

Allerlei Wissenswertes vom Holunder.

Manche Hausfrau weiß, was sie an ihrem alten Holderstrauch für einen guten Lieferanten für ihre Küche hat und beginnt schon von seinem Segen zu ernten, wenn er blüht.

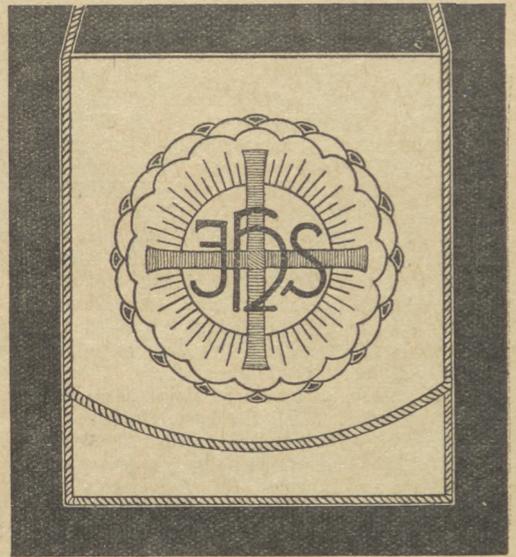
Gewaschen, das heißt mit Wasser überbraust, werden die Blüten auf ein Sieb zum Abtropfen gebracht, dann in Ausbadteig getaucht und in heißem Fett gebaden. Sie werden dann gut überzudert wie Strauben auf den Tisch gebracht und schmecken herrlich.

Etwas ganz Ausgezeichnetes ist Holdersekt, der wie echter Sekt schäumt, sehr gut schmeckt und besonders bei jungen Leuten viel Freude erweckt. 6 Liter Wasser mischt man mit 2 Pfund Zucker, 6 in Scheiben geschnittenen Zitronen und 1 Wasserglas guten Weinessig. Dahinein legt man 6–8 frische große Holderblütendolden und läßt sie mehrere Stunden ziehen. Die Flüssigkeit muß manchmal umgerührt werden, damit der Zucker sich ganz auflöst. Dann wird alles fein abgeseiht, in die Flaschen gefüllt, mit einem neuen Kork verschlossen, der noch mit Draht oder einer guten Schnur fest verbunden wird, weil der Inhalt eine große Triebkraft bekommt. Ebenso ist es gut, noch mit Wachs oder Siegellack abzudichten. Einfacher im Gebrauch sind die Patentverschlußflaschen, zum Beispiel Bierflaschen. Beim Öffnen der Flaschen entwickelt sich viel Kohlensäure, die den festartigen Eindrud erweckt. Dieses Getränk ist sehr erfrischend und wohlschmeckend, es kostet weder viel, noch macht es viel Arbeit.

Sonst lassen sich die Blüten noch zu einem schweißtreibenden Tee verwenden, wenn sie getrocknet sind. Der Tee muß in Büchsen verschlossen aufbewahrt werden. Er wird wie anderer Tee mit kochendem Wasser übergossen und man läßt ihn ziehen.

Nun zur Verwendung der Beeren.

Die Bereitung des dicken Muses als Beilage zu Mehlspeisen ist sehr einfach: Die sauberen, ganz reifen Beeren werden entstielt, mit Wasser in einem Topf so lange gekocht, bis die Masse dicklich ist; auf 3 Pfund Beeren gibt



Nr. 6353. Versehrburse mit modernem Muster.

Das naturgroße Bügelmuster samt Schnittmuster zu dieser Versehrburse ist zu beziehen durch das Dominikanerinnenkloster in Bad Wörishofen (Bayern) gegen Voreinsendung von 40 Pfg. für Muster und Porto durch Zahlkarte auf das Postfachkonto des Dominikanerinnenklosters, Nr. 13358 in München.



Nr. 6352. Stöckmuster für eine Balla oder Burse mit Pelikan in Stiel- und Blattstich.

Das naturgroße Bügelmuster zu dieser Balla ist zu beziehen durch das Dominikanerinnenkloster in Bad Wörishofen (Bayern) gegen Voreinsendung von 30 Pfg. für Muster und Porto durch Zahlkarte auf das Postfachkonto des Dominikanerinnenklosters, Nr. 13358 in München.

man 1 Pfund Zucker, das man gleich anfangs beim Kochen zugebt. Zum Schluß würtzt man mit etwas Zitronensaft, Zimt und nach Belieben Ingwer.

Auch Gelee läßt sich aus den Holberbeeren machen. Hier dürfen die Beeren nicht gewaschen werden und müssen ganz ohne Wasserzusatz unter ständigem Rühren aufgekocht werden. Sind sie weich, werden sie auf ein feines Sieb geschüttet und man läßt sie ablaufen. Zu dem durchgelaufenen Saft gibt man auf 1 Liter 1 Pfund Zucker und verköcht beides gut. Unter fleißigem Abschäumen wird die Geleprobe gemacht, und zwar so: ein Tropfen von dem Saft wird auf einen kalten Teller gegeben; wenn er steif bleibt, ist das Gelee fertig. Sehr rasch fertig ist es mit Zugabe von Opfeta. In heiße Gläser gefüllt, läßt man es erstarren und bindet dann mit Cellophan zu. In Ermangelung eines solchen nimmt man Butterpapier, das man in rohe Milch getaucht hat, und spannt es fest über das Glas. Es braucht nicht gebunden werden, es preßt sich dem Glas tadellos an, und wenn es trocken ist, stellt es einen luftdichten Verschuß dar.

Einen ausgezeichneten Saft ohne Zucker stellt man aus den sehr reifen Beeren her. Man gießt so viel Wasser über die Beeren, daß sie ganz bedeckt sind. Dann kocht man sie einige Male fest auf. Nun werden sie durch ein Sieb gegossen, noch besser durch ein reines Tuch, der Saft in gereinigte Flaschen gefüllt und die ausgeschwefelten Flaschen gut verschlossen und versiegelt.

Für Kuchenfüllungen läßt sich eine ausgezeichnete Marmelade herstellen, die hochfein im Geschmack ist. Die Beeren werden roh gepreßt und mit Zucker eingekocht. Auf 1 Pfund rechnet man $\frac{3}{4}$ Pfund Zucker. Will man ganz etwas Besonderes, so vermischt man diese Marmelade vor Gebrauch mit fein geschnittenen Haselnüssen und kann so jeden Festtagstuchen füllen. Diese Marmelade kann in jedem Einmachglas aufbewahrt werden, wenn es gut zugebunden ist.

Zum Schluß noch etwas für die Männer: einen ausgezeichneten Holderlör. 6 Pfund reife Beeren werden 1 Stunde lang mit $\frac{2}{3}$ Liter Wasser gekocht. Dann läßt man den Saft durch ein Sehtuch ablaufen. Er wird nun mit 3 Pfund Zucker und 1 Stange Vanille — es darf aber kein Vanillinpulver sein, sondern muß schon echte Vanille in Stangen sein — nochmal $\frac{1}{4}$ Stunde gekocht.

Nach dem Erkalten gibt man 1 Liter 90prozentigen Spiritus daran und füllt das Ganze in Flaschen. Dieser Lör ist hervorragend im Geschmack, hält sich unbegrenzt lange und kommt sehr billig im Verhältnis zu dem gekauften.

Wäsche und Waschen.

6. Säuglingswäsche.

Für die Wäschebehandlung unserer Kleinsten kann nicht genug Vorsicht, Umsicht und Sorgfalt angewendet werden. Mancher gesundheitsliche Schaden, den das Kindchen erleidet, rührt nur von unrichtig behandelter Wäsche her, das heißt von solcher, die nicht sauber gewaschen wurde, nicht genügend geschwenkt, nicht völlig getrocknet und nachher dem Kindchen ungewärmt angezogen worden ist. Es sei deshalb eindringlich auf die hier folgenden Ausführungen hingewiesen, die uns eine fachmännisch ausgebildete Kraft zur Verfügung gestellt hat:

Die Säuglingswäsche soll bis zum Zeitpunkt des Kochens ganz für sich behandelt werden, also nicht mit anderer Wäsche vermischt werden. Um ganz einwandfrei hygienisch zu handeln, stelle man, wo ein Säugling zu betreuen ist, vor dem Kinderzimmer oder in einer Ecke desselben zwei Eimer oder sonstige größere Gefäße auf, die man mit gut sitzenden Deckeln verschließen kann. Die Gefäße müssen aber rostfrei sein. In den einen der Eimer tut man alle nassen Bindeln, in den andern kommen die Stuhlwindeln, die man aber vorher rasch ausschüttelt. Nasse Bindeln, Binden oder Tücher ungewaschen zu trocknen und dann wieder zu gebrauchen, ist schwer zu rügen als grober Verstoß sowohl gegen die Gesundheit wie auch gegen die Reinlichkeit.

Ist genügend Material beisammen, schwenkt man jeden Teil in seinem Eimer oder noch besser in fließendem Wasser durch. Nachher weiche man alles in Seifenwasser ein, wasche Stück für Stück gut aus, worauf dann alles mit sonstiger Wäsche in den Waschkessel zum Kochen gebracht werden kann. Man behandelt sodann diese Art Wäsche bis zum Schluß wie jede sonstige, nur sei darauf hingewiesen, daß sie nicht geblaut werden darf und daß man sie doppelt so gut schwenken muß, um ganz sicher zu sein, daß keine Spur von Seife mehr darin ist.

Wenn immer möglich, soll Säuglings- wie auch Kinderwäsche an der Sonne getrocknet werden, jedenfalls aber veräume man nie, sie sorgfältig zu bügeln, und noch weniger veräume man ein gutes Durchwärmen vor dem Wiedergebrauch. Die Wäsche bügelwarm zu verwenden, ist nicht ratsam, da sie direkt vom Eisen weg immer etwas feucht ist und in der Sonne oder in einem warmen Raum ausgelegt und getrocknet werden muß, bevor sie verwahrt wird.

Eine ganz besondere Sorge soll den Nabelbinden zugewendet werden. Unreinlichkeit oder Mangel an Achtsamkeit kann sich schwer rächen. Diese Binden dürfen nie mit anderer Wäsche gewaschen werden, müssen immer für sich bleiben. Scharfe Waschmittel, scharfe Seife sind streng zu vermeiden; auch geblaut dürfen sie nicht werden, dafür aber nach dem sehr gründlichen Waschen lange geschwenkt. Wenn die Binden gebügelt sind, rollt man sie über einen Bleistift fest auf, etwaige Bindbänder nach innen gerichtet. Es wird dringend gebeten, sich doch ja an diese Mahnung zu halten. Kein Wäschestück kommt in solch direkte Berührung mit Blut und Leben des Kindes wie gerade dieses; darum sei ihm die peinlichste Sorgfalt zugewendet.

Die Wäsche der größeren Kinder kann mit der Hauswäsche gewaschen werden, sofern der Gesundheitszustand im Hause ein normaler ist. In Krank-

heitszeiten der Erwachsenen behandle man die Kinderwäsche vorzichtshalber für sich. Ist eines der Kinder an einer ansteckenden Krankheit erkrankt, muß dessen Wäsche von der der Geschwister strenge geschieden bleiben, allein für sich gewaschen und je nach Vorschrift des Arztes desinfiziert werden.

Aufs schärfste zu verurteilen ist die leider nur zu häufige Gewohnheit, Schnupfentäschentücher von Kindern oder Erwachsenen am Ofen oder an der Luft zu trocknen und ungewaschen wieder in Gebrauch zu nehmen. In großen Schnupfenzeiten ist es am zweckmäßigsten, jedes durchnähte Taschentuch sogleich in einen Eimer mit Wasser zu tun, da dann die Bazillen kein Anheil mehr anrichten können. Im Interesse der vom Schnupfen entzündeten Haut müssen die Taschentücher sehr gut geschwenkt und sehr glatt gebügelt werden.

Wollwäsche der Kinder, Wollwindeln und wollene Dedden werden genau so gewaschen wie die Wollwäsche der Erwachsenen. Doch behandle man sie, solange es sich um ganz kleine Kinder handelt, gesondert für sich. Bgms.

Frühjahrsreinemachen.

Der Frühling ist die Zeit neuen Werdens, neuer Hoffnungen. Mag auch die Notzeit unsere Seele bedrücken, der Frühling mit seiner Schöpferkraft weiß den Druck zu lockern und zu lindern. Doppelt willkommen heißt ihn die Hausfrau. Ihr erfrischt er nicht nur den sorgenden Sinn, er bringt ihr auch die Erlösung von der übergroßen Arbeitslast des Winters. Freilich, nun gilt es auch, den jungen Gast würdig zu empfangen und durch das große Frühjahrsreinemachen das Heim von den Spuren des Winters zu säubern. Angesichts dieser Reinnachspflicht seien alle Hausfrauen auf das altbewährte und allbewährte flüssige Putzmittel Glanzrein hingewiesen. Mit Hilfe dieses Putzmittels können sie ihre Reinnacharbeit in ungeahntem Umfange erleichtern, beschleunigen und verbilligen. Was dieser Universal-Möbelputz leistet, wissen Tausende und aber Tausende von Hausfrauen. Sie alle verwenden regelmäßig Glanzrein, insbesondere auch beim Großreinemachen. Es ist ihnen unentbehrlich geworden.

Es treten aber immer neue Scharen junger Hausfrauen ins wirtschaftliche Leben, die Glanzrein noch nicht kennen. Zu ihrem Nutz und Frommen sei kurz geschildert, was dieses Putzmittel ihnen bietet. Glanzrein, ein deutsches Erzeugnis, ist ein wundervoller flüssiger Möbel- und Wohnungsputz von beispielloser Nützlichkeit und Vielseitigkeit. Also eine unter den vielen Möbelpolituren? Eines von den vielen Möbelpoliermitteln oder Moppölen in Flaschen? O nein, Glanzrein bezweckt und leistet viel mehr! Glanzrein verleiht sich konkurrenzlose epochemachende Reform der häuslichen Reinigung! Glanzrein bewirkt eine verblüffende Vereinfachung, Verbesserung und Verbilligung der Hausarbeit beim täglichen Abstäuben, beim wöchentlichen Reinemachen, beim Großreinemachen! Glanzrein reinigt und poliert blitzschnell, bequem und gründlich alle Möbel, ob lackiert, poliert oder gebeizt; die feinsten weißlackierten Möbel so tadellos wie die feinstpolierten Edelholzmöbel und farbig lackierten Türen, Fenster und Holzbekleidungen in der Wohnung: Klavier und Klaviere, Bilderrahmen, Lampen und Kronen aus Metall, Marmor und Bronze, Glas, Spiegel und so weiter. Also fast die ganze Wohnungseinrichtung. Alles wird sauber und blitzblank. Dabei ist Glanzrein garantiert unschädlich: ohne färbende, ätzende, schmierende oder schrammende Bestandteile. Glanzrein schont, pflegt, nährt das Holz und bietet sicheren Schutz gegen den Holzwurm! Glanzrein ist erprobt als ideales Mittel zum Putzen von Fenster Scheiben und macht das teure Ledertuch gänzlich überflüssig.

Gemäß der letzten Notverordnung sind die Preise für Glanzrein bei garantiert unveränderter Qualität um 10 Prozent gesenkt worden. Außerdem wird jetzt eine billige neue Packung geliefert, die nur 75 Pfg. kostet. Dank der enormen Ergiebigkeit des Mittels reicht der Inhalt dieser Packung schon für ein großes Stück Arbeit. Infolgedessen ist die Anschaffung von Glanzrein auch bei bescheidenstem Wirtschaftsgeld für jedermann erschwinglich. Keine Hausfrau braucht auf die so sehr nützliche Hilfe des beliebten Glanzreins zu verzichten. Vielleicht hat sie sogar das Glück, durch Glanzrein unerwartet Geld zu gewinnen: wenn sie sich nämlich an dem jetzt beginnenden interessanten Preisausschreiben der Fabrik beteiligt. Näheres darüber ist in jeder Verkaufsstelle oder direkt von dem alleinigen Fabrikanten des seit 20 Jahren bewährten Glanzreins, den Chemischen Werken Wüstenbrand, G. m. b. H., Wüstenbrand-Chemnitz, zu erfahren.

Glanzrein paßt mit seinen Vorzügen so recht in die harte Gegenwart hinein. Heute ist es Wunsch und Pflicht jeder Hausfrau, beim Reinemachen an Personal, Seife, Kohlen, Zeit und Kraft zu sparen. Doppelt nötig ist es heute, den Hausstand durch stete Pflege wertvoll und brauchbar zu erhalten, denn Neuanschaffungen kosten Geld. Und mehr als je ist es nötig, in der Häuslichkeit, der Stätte des Ausruhens während und nach täglicher Mühsal, den freundlichen Schimmer zu erhalten, der von sorglicher Sauberkeit ausgeht. Ein Heim, das regelmäßig mit Glanzrein geäubert und gepflegt wird, wird dieses Schimmers nie entbehren.

Fortsetzung des Textes im Anzeigenteil.

Vierteljahrespreis der Halbmonats-Ausgabe in Deutschland nur 80 Pfg.

Alle Rechte vorbehalten. — Herausgegeben von der Pädagogischen Stiftung Cassianum in Donaauörth (Bayern). Postfachkonti: München 232, Saarbrücken 4097. Postpartassentonto: Prag 592 21. — Auslieferung in Oesterreich durch die Buchhandlung Ludwig Uuer in Wien I, Singerstraße 7, Postpartassentonto Wien 592 21, in der Schweiz durch die Buchhandlung Ludwig Uuer, Basel, Dornacherstraße 74, Konto beim Postfachbüro Basel V 8159. — Für die Redaktion verantwortlich: Christina Straßner in Donaauörth; Direktor der Katholischen Schulorganisation i. B. Johann Zinkl, München, Raubachstraße 20/1. — Herausgeber und verantwortlicher Schriftleiter für Oesterreich: P. Zyrill Fischer, Wien I, Franziskanerplatz 4.